N.
68

Rem. IV 2458

Josephus

Josephe

in

Frankfurt und Mainz,

während

der französischen Invasion.

Ein komischer Roman.

Frankfurt und Leipzig,

1794.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

An das Publikum.

Nicht eine ernsthafte Geschichte, im feierlichen Ton vorgetragen, wollt ich Dir liefern, liebes Publikum, ich wollte Dich nicht mit erhabnen Gegenständen unterhalten, wir haben der Werke zu diesem Zweck genug und ich glaubte Deinen Dank besser zu verdienen, wenn ich Dir Stoff zu lachen gäbe.

Bey dieser Absicht konnte ich meine Heldin und Helden aus keiner vornehmen Klasse nehmen, ich hätte, wenn ich Josephen einen höhern Stand andichtete, zu Beziehungen Anlaß geben können, und dies wollte ich nicht. Auch sind die Gegenstände dieses Werks nichts als Geschöpfe meiner Einbildung, wie Scarrons Ideen-Kinder auch nirgends existiren, als in seinem komischen Roman.

In Erinnerung dieses überall gut aufgenommnen Werks hoff auch ich für das Meinige Beyfall. Sollte sich der Leser in Gesellschaft des Herrn Pudermanns und seiner Familie nicht eben so gut befinden, als bey Scarrons herumziehenden Theater-Truppe?

Wenn

Wenn nun die meisten Personen meines Büchelchens absichtlich nicht von der feinen Welt sind, so war es natürlich daß ich sie auch nach ihrer Art handeln und sprechen lies; man rechne mir es also nicht zu, daß eine Frau Feldwebelin, ein Preußischer Feldscheer mit unter ein wenig schimpft, die guten Leute haben sichs nun so angewöhnt und ich wollte wahre Natur schildern.

Dafür bring ich aber auch den Leser hin und wieder zu Leuten von guten Ton, er hat Gelegenheit auch mit Andern zu politisiren als mit Herrn Pudermann und Konsorten, er kommt auf einen Ball wo der höchste Adel ist; und doch hoff ich, liebes Publikum, wirst Du unter allen mit denen ich Dich bekannt mache, Josephen am meisten gewogen werden, darf daher nicht fürchten abgewiesen zu werden, wenn ich sie über vieles zu entschuldigen bitte und sie Deinem Schutz empfehle.

v. W.

„Ja

Bayerische
Staatsbibliothek
München

„Ja, ich muß doch fort, es mag werden, wie es will," sagte Josephe mit einem Seufzer, welcher sagen wollte, wer weis wie's wird, und begann einzupacken, um von W. nach Frankfurth zu reisen. — Verzeihn Sie, vielgeehrte Leser, ich dachte nicht daran, daß Sie kein Wort wissen, von welcher Josephe ich sprechen will, aber sogleich will ich meinen Fehler verbessern und Ihnen des Mädchens Geschichte, von ihrem 7ten Jahre an, bis zur Reise nach Frankfurth wo sie das 18te vollendet hatte, erzählen, auch ihre Gestalt so treulich schildern, daß jeder, der unter Ihnen zeichnen kann, sie genau genug treffen wird, um sich ihr Portrait in Oelfarben oder Pastel, nach dieser Zeichnung zu bestellen, oder sie darnach in Kupfer stechen zu laßen.

Josephe Pudermann ist ein Mädchen, welches keineswegs unter diejenige Klasse gehört, von der man so im nachläßigen Tone spricht, es ist ein ganz hübsches Mädchen! Nein! Josephgen ist hübsch, ohne dies Mittelwort, welches wie das meiste, was in der Welt gesprochen wird, das nicht meint, was es eigentlich ausdrückt. Ihr blaues Auge ist nicht übermäßig groß, drängt sich auch nicht kek und despotisch unter der Stirn hervor, sondern läuft wie ein sanfter, aber voller Bach zwischen den Ufern, es lächelt immer und ist etwas länglich, wodurch es einen Zug der Schlauheit bekommt; aber es ist auch nicht ohne Feuer, und zuweilen spiegelt sich Liebe in demselben so lieblich, wie die Sonne am hohen Mittag im lautern Bach. Ihre Augenbraunen sind, wie bey allen Blondinen schwach, aber sanft gewölbt; an die offne alabasterne Stirne grenzt ein Haar vom schönsten Blond, fällt in natürlich glänzenden Locken, zu beiden Seiten

ten, leicht auf die Schultern und fließt eben so seiden glänzend bis auf die Hüften herab. Das mit ätherblau tingirte Weiß ihrer Gesichtsfarbe, wird durch das feine Rosa ihrer vollen Wangen und durch die Tulpenröthe ihres niedlichen Mundes erhoben, welcher, wenn er sich zum Lächeln, oder zum Sprechen öfnet, die schönsten Zähne zeigt, die je in einem Munde residirt haben. Ihre Nase — beinah hätt' ich diese vergessen, und die Nase thut doch viel zum Hübsch- oder Häßlichseyn eines Gesichts — ihre Nase also ist weder zu lang, noch zu kurz, weder zu dick noch zu dünn, weder zu erhaben noch zu platt, weder zu sehr gebogen, noch zu gerade, mit einem Wort, es ist eine schöne Nase, und wenn man ja etwas Eigenthümliches von ihr anmerken kann, so ist es ein gewisser Zug, welcher Witz — nach dem Ausspruch neidischer Mitschwestern — Nasenweisigkeit ausdrückt, und diese Bemerkung scheint ein anderer Zug

um den Mund zu bejahen. Hals, Brust, Wuchs, Hände und Fuß, die zu diesem schönen Kopf gehören, um eine weibliche Figur auszumachen, sind sämmtlich zur Darstellung einer Hebe, welche sich mit Nektar und Ambrosia gütlich thut, zu gebrauchen.

Hier ist mehr, als der Mahler nöthig hat, denn die Haare, welche hinten herunter, bis auf die Hüften laufen, kann er doch nicht brauchen, er müßte sie denn in gewandter Stellung nehmen; die Zähne aber auf keinen Fall.

Dieses schmucke Mädchen, ist die Tochter Herrn Joseph Klemens Pudermanns, berühmten Perüquiers in W. (*) Dieser ehrliche

(*) Ich ersuche meine Leser Herrn Pudermann nicht blos als Friseur zu betrachten. Der Mann ist ein Genie, liebt schöne Wissenschaften, liest was er bekommen kann, und raisonnirt über

ehrliche Mann ist aus Mannheim gebürtig. Auf seinen Reisen — denn Wanderungen darf man von Perückenmachern doch nicht sagen — war er in L. wo es ihm gefiel, in Kondition geblieben, und da hatte ihn die Liebe gefesselt. Seine Geliebte war aus W. diente aber in L. als Kammerjungfer, und war, wie sich das versteht, lutherisch. Pudermann bat sie, mit ihm in sein Vaterland zu kehren, wo er sich zu setzen dächte; aber sie wollte das ihrige nicht verlaßen. Sie erhielt eben Nachricht, daß ein Perükenmacher in W. des Todes verblichen war, und sogleich that sie ihm den Vorschlag, sich dort zu etabliren. Die Liebe siegte, Pudermann ehlichte sein Liebchen und sie zogen nach W. Der Himmel segnete ihre Ehe mit drei hüb-

 schen

nichts lieber, als politische Begebenheiten. Er ist Katholik, und weil seine Vorfahren alle an Höfen als Leibjäger, Mundköche, Friseur u. s. w. ihr Glück fanden, so ist er eifriger Rosialist.

schen Töchtern, welche ihren Eltern auch gar nicht zur Last waren, denn Herr Pudermann hatte gute Einnahme So bald vor seinem Fenster ein freundlicher Stutzer, über dessen Haupt der Name Joseph Klemens Pudermann in goldnen Buchstaben prangte, den Vorübergehenden eine Perücke mit gefälliger Grazie entgegen bot, fanden sich Kunden in Menge, weil man sich von ihm, als einem Neuangekommenen, neue Moden und guten Geschmack versprach, worinnen man sich auch gar nicht irrte.

Die Pudermannische Familie befand sich also recht wohl in W. der ehrliche Hausvater derselben verspürte nicht die mindeste Reue, dem Wunsch seiner Frau gewillfahrt zu haben, er besann sich kaum darauf, daß er der einzige Katholik im Ort war und keine Kirche seines Glaubens daselbst fand, doch dieser konnte er um so leichter entbehren, da er ohnehin nicht Zeit gewonnen

hätte,

hätte, hineinzugehen. Indessen wurmte es ihn doch zuweilen sehr, daß er keinen Sohn hatte, welcher nach den Gesetzen in seiner Religion hätte müssen unterrichtet werden. Um diesen Mangel zu ersetzen, beschloß er, seine Frau zu bereden, daß sie ihm Eine der Töchter für den katholischen Glauben schenkte, wartete aber mit dem Antrag bis 6 Jahr nach Josephens, seiner jüngsten Tochter, Geburt. Da er nun sah, daß weiter kein Ehesegen erfolgte, begann er eine heimliche Korrespondenz mit seinen Verwandten in Mannheim, besonders mit einer Muhme, der Wittwe eines Kaufmanns, welche keine Kinder hatte. Diese hielt es für billig ein so christliches Werk befördern zu helfen und versprach diejenige von seinen Töchtern zur Universalerbin einzusetzen, die er katholisch erziehen ließe. Madam Pudermann wollte einen solchen Vortheil nicht ausschlagen und bewilligte, daß Josephe dieser Religion gewidmet ward.

Das schöne Josephchen, wie sie jedermann in W. nannte, ward also nach L. gebracht und dort nicht allein zu einer rechtgläubigen Katholikin, sondern auch zu einem geschickten und artigen Frauenzimmer erzogen, denn ihr Vater wollte, daß sie der Tante in Mannheim Ehre machen sollte, und wendete alles an ihre Erziehung. Sie lernte also vollkommen, Putzmachen und andere weibliche Arbeiten, lernte sich artig benehmen, hübsch tanzen, las Romane und studirte die Kunst Herzen zu fangen. Das letzte gelang ihr so gut, daß ihre Eltern, die sie in L. vor Verführung nicht länger sicher hielten, mit dem 15ten Jahre nach Hause nahmen. Der Herr Stadtpfarrer fragte, so lange sie in L. war, nur zweimal nach ihr, und als sie wieder in W. erschien, lies er sich nichts merken, das einer Frage nach der Religion ähnlich war, denn Herr Pudermann hatte ihm, seit Josephe nach L. gebracht ward, die Perüken umsonst fri-

firt und nach den zweimal wiederholten, mit einem bedeutenden Ton vorgebrachten Fragen, „wo ist denn Ihre jüngste Tochter,“ welche zu verschiedenen Zeiten geschahen, ihm zwei ganz herrliche neue Haargebäude, als schuldige Graziale gemacht, da er der Beichtvater seiner lieben Frau wäre.

Josephe war nun wieder zu Hause, wo es ihr gar nicht anstand, denn in W. befand sich nicht ein einziger so artiger Herr, selbst unter den Officieren nicht, als sie in L. gekannt hatte. Zwar den Hof machten sie ihr so gut, wie dort, aber sie kannte ihren Werth und ließ sich mit Keinem ein, witzelte aber bei aller Gelegenheit über sie, und schenkte es eben so wenig den Frauenzimmern, die ihr, weil sie es erfuhren und der Neid über ihre vorzügliche Gestalt hinzukam, von Herzen feind wurden. Also war sie gar nicht glücklich in W. und dies sahn ihre Eltern auch vollkommen ein, aber nun war es

leider nicht mehr möglich, sie nach Mannheim zu schicken, denn die Tante war vor Kummer und Schrecken, über die Unruhen im Reich, gestorben und die dortigen Verwandten hatten sich in ihren Nachlaß sogleich getheilt. Pudermann konnte sich nicht einbilden, daß sie vergessen haben sollte, zu Gunsten Josephens zu testiren, da er ihr berichtet hatte, daß sie wirklich in ihrer Religion erzogen würde. Er wäre gern hingereißt, um dies zu untersuchen; aber einmal konnte er nicht füglich von Hause weg und dann hätt er leicht unter die Franken gerathen können, die er nicht wenig haßte und sich daneben vor ihnen fürchtete. Seine gute Frau war schon seit einiger Zeit kränklich; der Kummer, daß der Zweck, um welchen Josephe katholisch worden war, durch den Tod der Muhme in Mannheim verlohren gieng, vermehrte ihre Krankheit; sie hielt diesen Fehlschlag für Strafe Gottes und hätte nun ihre jüngste Tochter, die ohnehin

die beiden ältesten, wegen der verschiede-
nen Religion und ihrer körperlichen Vor-
züge nicht gut leiden konnten, am liebsten
wieder zu der ihrigen zurück gebracht. Sie
lies ihr diese Absicht zuweilen merken, und
Josephe, welche für ein freundliches Ge-
sicht alles versprach, machte ihr Hoffnung
des Zurükkehrens; dies erlebte sie aber nicht,
sondern starb kurz nach der Hochzeit, die
sie ihrer ältesten Tochter, mit Chiurgus
Heiler in W. feierte.

Pudermann hatte nun zwei Frauenzim-
mer weniger im Hause. Wenn er bedachte,
daß es mit dem Hüten der Töchter eine miß-
liche Sache ist, und daß seine seelige Frau
ihm die letzte Zeit ihres Lebens, wegen Jo-
sephen stets Vorwürfe gemacht hatte, so
war er froh, Mutter und Tochter los
zu seyn. Er hatte ja doch noch zwei Mäd-
chens, für die ihm nur allzubange war,
daß sie irgend einen falschen Schritt thun

möchten, denn beide waren hübsch und lebhaft, Josephe am meisten, und die jungen Mannsleute aus W. waren fleißig um sein Haus her. Einst kam ein alter Bekannter von ohngefehr nach W. welcher aus der Gegend von Mainz war und viel neues mitbrachte, wovon er die Hälfte ersonnen hatte. Er war ein treuer Deutscher und hatte Greuel an dem Thun der Franken, hatte deshalb seine Gegend verlaßen und wollte anderswo leben, bis das Geschmeis mit der Freiheits-Schlarafferei, wie er sie nannte, vertrieben seyn würde. Pudermann erkannte in ihm einen ehemaligen Küster aus seiner Gegend, der, wie er von ihm erfuhr, um der bessern Versorgung willen, nach Mainz gerathen war, und nahm ihn mit Freuden in sein Haus auf. Der Mann war auch des Gastrechts und Pudermanns Vertraulichkeit ganz würdig, denn er dachte völlig wie er. Er erzählte ihm alles, was von seinen Angelegenheiten zu erzählen war,

auch

auch daß seine jüngste Tochter Katholikin sey und er sich nun nur grämte, sie wegen der Unruhen und Gefahr, nicht in seine Heimath schicken zu können, wo sie, wenns nicht anders wär, Kammerjungfer bey einer vornehmen Gräfin werden könnte.

Dazu könnt ich ihr gleich verhelfen, sagte der Küster, denn da ist die Gräfin G. in F. vier Meilen hinter Mainz, sie ist eine Verwandte des Kurfürsten, die wird ihre Jungfer verheirathen — denn ihre Leute werden alle gut versorgt — ich wollt ihr, wie ich sage, gleich zu dem Dienst verhelfen. — „Ei das wär herrlich!“ sagte Jedermann, „aber daran ist jetzt gar nicht zu denken, sie müste ja durch Mainz durch, glaub ich, doch wenn die Preußen sie auch bey Frankfurth durchließen, so verunglückte sie bey den Franzosen — aber die Gräfinn ist ja noch auf ihren Gütern?“ Allerdings ist sie dort, versetzte der Küster, sie weis sich

so

so klug zu verhalten, daß es niemand erfährt, ob sie Demokratin, Aristokratin, oder Rojalistin ist, sie steht mit den französischen Officiers auf dem besten Fuß und diese lassen ihr kein Leides geschehen, dafür aber ergötzen sie sich auch recht bey ihr. — Das wäre was für mich, dachte Josephe; doch ihr Vater fand es leichtsinnig von der Gräfin, daß sie mit der gottlosen Rotte, die weder Obrigkeit noch Religion mehr gelten lassen, so vertraut umgienge. „Aber," sagte der Küster, „ganz unrecht hat sie doch nicht, denn auf diese Art bleibt sie bey dem Ihrigen und wenn die Franzosen einmal wieder weg sind, kann sie sich damit entschuldigen, daß man sich in die Zeit schicken muß. — „Das ist auch meine Moral," sagte Josephe ihrer Schwester heimlich — „Ich freilich," fuhr der Küster fort, „mag mit solchen gottesvergeßnen Menschen nicht einerley Luft einathmen, darum hab ich mich auch fortgemacht und will mich, so lange der

Greuel dauert, in D. bey meinem Sohn aufhalten, der in der Hofkapelle angestellt ist. „Also," sagte Josephe, „ist die Grä-fin eine gute Dame, und Sie meinen, daß sie mich in ihre Dienste nehmen würde?" „Das wollt ich wohl bey ihr bewirken," antwortete der Küster, „und ich will des-halb morgen schreiben, wenn Sie wollen, denn dort herum giebts jetzt so nichts rechts, und die Mainzer Dirnen sind meist alle von den französischen Lumpenhunden besessen, wie vom Teufel." — „Sie wollen schreiben," sagte Pudermann und wißen doch nicht, ob der Brief an die Gräfin gelangt?" „Brief hin und Antwort her, wird nicht fehlen," er-wiederte der Küster, „denn die Deutschen hemmen ja die Posten nicht, und in Mainz werden die Franzosen den Brief an die Grä-fin G. auch nicht zurückhalten. Man öffnet ihn vielleicht von beiden Seiten, wenn sie aber sehn, daß nichts verdächtiges drinnen steht, so bekömmt sie ihn richtig." Der Kü-

ster

ster ward nun von Vater und Toch-
ter gebeten, sogleich zu schreiben und es ge-
schah; nach Verlauf von drei Wochen kam
Antwort, und nach derselben sollte die Jung-
fer je eher je lieber kommen. Eben um diese
Zeit war ein reicher, aber nicht mehr junger
Graf, der einige Meilen von W. wohnte,
dort angekommen und hatte Josephe am Fen-
ster gesehn. Sein Kammerdiener mußte
sich sogleich erkundigen, wer die junge Per-
son wäre, die beim Perüquier zum Fenster
herausgesehn, und als er die Antwort
brachte, daß es des Herrn Joseph Klemens
Pudermanns jüngste Tochter sey, nahm
der Graf kurzen Entschluß und gieng, so
bald er im Gasthof abgestiegen war, selbst
hin. Der Vorwand zu diesem Besuch war
bald gefunden: Er wollte gern einen Bedien-
ten haben, der gut frisiren könnte, es war
nichts natürlicher, als daß er Herrn Puder-
mann darum befragte. Dieser hatte auch
sogleich ein Subjekt, wie es der Graf suchte

bey

bey der Hand, und wenn der gnädige Herr etwas verziehn wollten, so könnte der Pursche sich gleich präsentiren, denn er wohnte in der Nähe und Pudermann hätte ihm, unter der Versicherung, daß er nicht in W. bleiben würde, selbst das Frisiren gelernt. Der gnädige Herr verzog recht gerne, denn bey dieser Gelegenheit konnte er Josephen am Nähtischgen, desto besser und länger in Augenschein nehmen. Der junge Mensch war nicht zu Hause. Noch besser, so konnte er Pudermann bitten, mit ihm, wenn er zu haben wäre, in den Gasthof zu kommen. Dies geschah; der Mensch ward ohne große Umstände angenommen, und mit dem Bescheid, sich in Zeit von vierzehn Tagen, auf den Gütern des Grafen einzufinden, entlassen. Aber mit Pudermann hatte der Herr Graf etwas zu sprechen, deswegen bat er ihn noch zu verziehn. Er begann mit eben der Leichtigkeit, womit er den Bedienten angenommen hatte; denn nichts

schien ihm gewisser, als daß Pudermann die Gnade, die er ihm erweisen wollte, mit schuldiger Danksagung annehmen würde. Demnach sagte er ihm ohne Vorrede, daß seine jüngste Tochter ein allerliebstes Geschöpf wäre und ihn so bezaubert hätte, daß er gesonnen sey, sie als seine Favorite zu sich zu nehmen; sie sollte bey ihm die besten Tage haben, er wolle ihr, versteht sich alles frei, und daneben jährlich 600 Thaler Garderobegelder geben; auch ein Kapital für die Zukunft aussetzen, so daß sie auf Lebenslang geborgen seyn sollte. Pudermann nahm diesen Antrag just nicht übel, denn er hatte viel Achtung für den Adel, und glaubte ihn dazu berechtigt, sich solche Personen zum Vergnügen halten zu dürfen, welche letztere auch durch eine solche Stelle, seiner Meinung nach, gar nicht entehrt würden. Indeß er hatte sich nun einmal die altväterische Grille in den Kopf gesetzt, daß seine Töchter Jungfern bleiben sollten, bis sie mit Ehren un-

ter die Haube kämen, daher dankte er dem Grafen für die angethane Ehre, entschuldigte sich aber, daß er sie nicht annehmen könnte. Der Graf glaubte es versehn zu haben, daß er ihm selbst nichts angeboten hatte, und versprach ihm 100 Louisd'or, die er sogleich ausgezahlt bekommen sollte, wenn er ihm die Tochter brächte, auch könnte er sich allezeit an ihn wenden, wenn ihm irgend ein Nothfall zustieße. Pudermann dankte nochmals sehr ernsthaft, indem er versicherte, daß dergleichen Anerbietungen, die manchem andern vielleicht willkommen seyn würden, gar nicht in den Plan taugten, den er mit seinen Kindern hätte; daß Josephe überhaupt eine ganz andere Bestimmung habe und nächstens von hier abgehn würde. Um dem Grafen zu zeigen, daß er im vollen Ernst spräche, nahm er sogleich demüthig Abschied und begab sich schnellen Schritts zu Herrn Taucher, einem alten Junggesellen, der von seinen Renten lebte

und den er zum heutigen Klubb frisiren mußte.

Herr Taucher unterhielt sich immer, während dieser Arbeit mit unserm Pudermann, weil er, ein eingefleischter Demokrat, den guten Mann, der gerade das Gegentheil war, gern ärgerte, und überhaupt Streit und Widerspruch liebte. Pudermann wußte ihn sehr geschickt zu widerlegen. Er lernte dieses von dem Stadtschreiber, denn so oft er diesen frisirte, war irgend ein Bekannter gegenwärtig mit dem er von den Kriegsangelegenheiten sprach und da verlohr der Lockenschöpfer kein Wort, um bey ähnlichen Streitigkeiten, die er selbst hatte es wiederholen zu können, besonders freute er sich denn immer auf die Unterhaltung mit Tauchern und dieser ließ ihn nie auf den Anfang warten. Die Frage: „Haben Sie nichts Neues gehört?“ erscholl allezeit aus seinem Munde, sobald er sich gesetzt hatte, folglich auch diesmal.

Pudermann. Daß doch nun Gottlob! Frankfurt in den Händen der Preussen ist, wissen Sie.

Taucher. Da denken Sie nun wohl Wunder, welche Heldenthat von den Preussen geschehen ist.

Pudermann. Heldenthat oder nicht, es ist doch gut, daß sie's haben, zu dem ist es schnell genug zugegangen.

Taucher. Wenn ich Einzelner mit etlichen Bedienten hier eingeschlossen wäre, Sie aber kämen mit allen Einwohnern dieses Orts, um mich zu überfallen und aus dem Zimmer zu treiben, so müßt ich freilich weichen, wenn die Bedienten auf Ihrer Seite wären, mir übel mitspielten und die Thüre mit Gewalt öffneten.

Pudermann. Ach Sie meynen die Handwerkspursche? Die haben sich als rechtschafne Deutsche nur darzugeschlagen.

Taucher. Als rechtschaffne Deutsche! Sklaven seid Ihr, die das große göttliche Vorhaben der Franzosen nicht zu ehren noch zu fühlen verstehen.

Pudermann. Ja, ein schönes göttliches Vorhaben! Worinne bestehts denn? Daß sie hängen und morden, daß sie alle Religion, alle Polizei und Sittlichkeit aufheben und die großen Herrn mit Gift vergeben wollen, die Recht und Gesetze schützen.!

Taucher. Sie sind ganz unrecht berichtet. Sittlichkeit, Recht und Gesetze heben sie nicht auf, aber sie wollen das natürliche Recht des Menschen mehr empor bringen, sie wollen keine Raubvögel, keine Blutigel mehr haben, darum hassen sie die Grossen und haben Recht, so viel möglich dazu beyzutragen, daß diese alle von der Erde vertilgt werden; für sie und ihren Anhang ist auch nichts beßers, als Strick, Dolch und Gift, dann wirds erst gut werden,

dann

dann wird Gleichheit und Freiheit auf der Welt regieren.

Pudermann. Gleichheit und Freiheit! Was die erste betrift, so ist der Unterschied der Stände nothwendig und gehört zur Ordnung und zur Erhaltung vieler Tausende. Und die Freiheit — wo fehlt denn die in den Ländern, die von Fürsten regiert werden, es geschieht ja jedem sein Recht und wenn er das thut, was er soll, so kann er übrigens machen was er will.

Taucher. Nun da sehen Sie, daß Sie keinen Begriff von der ächten Freiheit haben. Wenn er das thut, was er soll, hiemit gestehen Sie also, daß ein Zwang da ist, der muß aber wegfallen. Der Mensch, als ein freies Geschöpf muß thun können, was er will.

Pudermann. Also hat nach der französischen Einrichtung kein Mensch Pflichten zu erfüllen?

Taucher. Die Pflichten, die er dem Staate und sich selbst schuldig ist; aber keiner seiner Mitbrüder kann ihm nach Gefallen Lasten aufbürden und von seinem Schweiße schwelgen, wie es ihm gefällig ist.

Pudermann. Ein jeder Staat will seine Gesetze und Regierungskollegia haben; die Leute die sie verwalten, wollen besoldet seyn und darzu muß jeder etwas hergeben. Ob ich nun das an den Fürsten, oder an die Obersten eines freien Staats zahle, ist einerley, die letzten machen ja doch mit dem Volk auch was sie wollen, bereichern sich und leben besser als die andern.

Taucher. So sagt der Herr Stadtschreiber, der es an sich selbst abnimmt. Es ist aber ein großer Unterschied zwischen ihnen und den Fürsten und einem gebohrnen Adel; denn wenn die ersten ungerecht oder despotisch handeln, so können sie abgesetzt werden, aber die letzten sind vor nie-

man-

manden zur Rechenschaft zu ziehen, drum ists nicht besser, als sie auszurotten.

Pudermann. Herr Taucher, ich bitte Sie, mäßigen Sie sich! An mir werden Sie keinen Verräther finden, aber wenn Sie so vor andern sprechen, und der Stadtschreiber es hört —

Taucher. O, das sage ich öffentlich.

Pudermann. So? Nun da können Sie also sehen, daß Sie freier sind, als wenn Sie unter den Franzosen lebten, denn dort ist gleich Gefängnis und Tod bey der Hand, wenn jemand anderer Meinung ist, als diese Rebellen, ja sie massakriren die Leute auf bloßen Verdacht, kein Reisender, der in ihre Hände fällt, ist seines Lebens sicher, es ist ja eine wahre Spitzbuben- und Mörder-Bande.

Taucher. Sie müssen so scharf verfahren, um ihren großen Endzweck durchzu-

setzen, sonst sind sie wohl sehr billig. Haben sie z. B. den Frankfurtern was zu Leide gethan? thun sie den Mainzern etwas, befinden die sich nicht recht wohl unter ihrem Schutz?

Pudermann. Ja, die Narren, die nach ihrer Pfeife tanzen, na, wartet nur, Ihr Herren Mainzer, 's wird nicht lange währen, so seid Ihr in preußischen Händen, dann wirds Euch schön bekommen, daß Ihr eurem Landesherrn untreu worden seid und diese Stöhrer der christlichen Religion so freudig aufgenommen habt.

Taucher. Also denken Sie wohl, Sie werden Mainz auch so leicht überrumpeln, wie Frankfurth? Nein, da hats noch eine Weile Zeit, wer weis auch, wie geschwind die Preussen wieder aus Frankfurth wegmüssen.

Pudermann. Dafür ist mir nicht bange, sie werden auch Mainz bald weg haben.

haben. Wenns nur schon wär, daß meine Josephe sicher fort könnte, sie kommt als Kammerjungfer in Kondition, bey einer Gräfin G. etliche Meilen hinter Mainz, aber sie muß Mainz paßiren, un's da weiß ich nicht, ob sichs wagen läßt, so lang es noch in den Händen der Franzosen ist.

Taucher. Die lassen sie gewiß unangefochten durch, so bald sie nichts Verdächtiges bey ihr finden, und so was wird sie nicht führen.

Pudermann. Ich könnte sie zwar hier behalten und sie recht gut versorgen, sie bekäme jährlich 600 Thaler und Versorgung auf Lebenslang und ich auch 500 Thaler.

Taucher. Nun, und das wollen Sie nicht eingehen?

Pudermann. Weils wider meine Grundsätze ist, würd' ich einen noch grösern Vortheil ausschlagen, denn meine Töchter sollen

len keine Beischläferinnen werden, sie sollen als ehrliche Mädchens Männer nehmen.

Taucher. Und doch wollen Sie die Jüngste Kammerjungfer werden lassen?

Pudermann. Ist denn eine Kammerjungfer nicht ein ehrliches Mädchen?

Taucher. Was nennen Sie denn ein ehrliches Mädchen?

Pudermann. Die ihre Unschuld behält, bis sie von Rechts wegen Frau wird.

(Taucher lacht unbändig.)

Pudermann. Was ist denn da zu lachen?

Taucher. Sagen Sie mir ums Himmelswillen, wie Sie das behaupten und ihre Tochter doch Kammerjungfer wollen werden lassen? Bedenken Sie doch, eine Kammerjungfer und ein ehrliches Mädchen! Wie reimt sich das?

Pudermann. Ich sehe hier nichts Ungereimtes.

Taucher. So will ichs Ihnen zeigen: Ist die Dame, bey der sie in Diensten steht, jung, so hat diese Liebhaber, da ist die Kammerjungfer die Vertraute, lernt hübsch, wie man auf eine verstohlne Art buhlen muß, und wenn denn Gelegenheiten kommen, so sieht die Gebieterin durch die Finger und scherzt sogar ein wenig mit der Zofe, über ihre beiderseitigen Liebhaber; da müßte ja das Mädchen kein Herz und nicht Fleisch und Blut haben, wenn sie solchen Verführungen widerstände. Ist die Gebieterin alt, hat aber Töchter, so ists das nemliche, hat sie keine Töchter, so lebt sie auch wieder einfacher. Das Kammermädchen hat weniger zu thun, und kann, weil die Matrone betet oder mit andern Damen klatscht, den Liebhabern desto ungestörter Gehör geben, und thut es, weil ihr die Zeit lang wird; vielleicht eifert die alte Dame darüber und paßt ihr auf, aber desto stärker wird der Trieb, sie doch zu hintergehen.

Pudermann hatte nun frisirt, gepudert und die hervorspringenden Haare verschnitten, er konnte nicht länger verweilen und war auch viel zu erzürnt, als daß er sich noch bey Tauchern aufhalten und mit ihm streiten sollte. Die zuletzt gehaltne Abhandlung vom Kammerjungferwesen hatte überdies für ihn etwas Einleuchtendes und das lag ihm gewaltig im Kopf. Er nahm kurzen Abschied und fieng, sobald er die Thür zugemacht hatte, folgenden Monolog an: „Wenn der Disputirteufel Recht hätte, 's wär doch ein entsetzlicher Streich! Ich schickte da mein Mädchen in die Fremde, wo sie vielleicht vom ersten besten zu Falle käme, der sie hernach sitzen ließe und das Anerbieten des Grafen hätt' ich ausgeschlagen, welcher sie zu einer glücklichen Person machen, mir auch sogleich hundert Loisd'or geben will, und bey dem ich in Nothfällen Zuflucht haben kann, er stattete gewiß auch die Jette aus, so wär ich sie alle los und kein Mensch würde

mirs

mirs verdenken, daß ich Josephen einem Grafen zur Maitreße gäbe, denn es sitzen ja überall Maitressen, die sich mehr brüsten als die ehelichen Frauen. — Aber nein, besser ist doch besser, ein Mädchen, das den Kranz mit Ehren auffetzt, ist doch was hübsches und was der verfluchte Jakobiner — den ich nicht mehr frisirte, wenn er nicht unter Allen am richtigsten bezahlte — von den Kammerjungfern sagt, ist auch nicht wahr, meine sel'ge Frau war auch Kammerjungfer und sie hielts mit keinem Menschen, als mit mir, der hernach ihr Mann ward — wohl war sie also auch nicht mehr Jungfer, da ich sie nahm, aber da sie's nur mit mir hielt, so war das nichts Schlimmes, waren wir doch vor Gott schon Eheleute. Man wollte wohl von ihr und von dem Herrn, wo sie diente, raisonniren, aber ich habs nicht geglaubt, sonst hätt' ich sie nicht genommen, und sie schwur, daß es nicht wahr wäre. Die Dame, zu der

Josephe kommt, ist eine Wittwe und gewiß eine rechtschaffne Dame. Freilich die Frazosen, die jetzt bey ihr aus und eingehen, wie der Küster sagt, könnten das Mädchen verführen, aber sie haßt das Volk, wie ihr Vater. Hm! Wenn doch der demokratische abtrünnige Hund Recht hätte! — Ich will eine Probe machen, Josephe soll erfahren, was ihr der Graf anträgt; stimmt sie ein, so seh ich, daß sie leichtsinnig denkt und dann will ich ihr zum Poßen, die hundert Louisd'or und die Beyhülfe in der Noth ausschlagen, sie zu Hause behalten, des Abends verschließen, und am Tage, wenn ich ausgehe, auch; will sie an den ersten besten, er sey Katholik, Lutheraner, Reformirt oder Jude — hätt' ich bald gesagt — verheirathen, denn zur Gräfinn kann ich sie alsdenn nicht schicken, weil ich gewiß bin, daß sie, wie der alte Junggeselle sagt, sich verführen läßt."

Pudermann war, als dieser Monolog zu Ende war, noch an seiner Hausthür, er eilte nun hinein und forderte Josephen in die Kammer, um ihr etwas Wichtiges zu sagen. Lächelnd hüpfte die Schlaue ihm nach — sie wußte schon, was er ihr zu sagen hatte, denn der Graf hatte seinem Kammerdiener befohlen, ihr ein zärtliches Billetchen, welches er schon fertig hielt, zu überbringen, wenn der Vater bey ihm seyn würde; zugleich die Herrlichkeit, welche auf sie wartete, gehörig zu schildern, und der aufmerksame Merkur hatte seinen Auftrag pünktlich ausgerichtet. — Lächelnd also hüpfte Josephe ihrem Vater nach und hörte von ihm, was sie schon wußte, lächelnd schüttelte sie den Kopf und sagte: „Nein, lieber Vater, das ist nichts für mich, der Herr Graf kann sich mit seinem Anerbieten anderswo hinwenden, ich geh zu meiner Gräfin und will lieber als ein ehrliches Mädchen dienen, als wie des Grafen Maitresse

Herrentage haben.“ Hier breitete Herr Pudermann seine väterliche Arme aus, schloß sein Schooskind in dieselben, drückte sie an seine Brust und sagte: „O, du Goldtochter! was machst du mir für Freude mit dieser Gesinnung! ja, er kann reisen mit all seiner Herrlichkeit, der Graf; und du gehst in Gottes Nahmen des ehesten fort, deinen Beruf anzutreten.“ — Der Graf blieb noch einen Tag in W. erneuerte seine Anträge, ward aber von Vater und Tochter standhaft abgewiesen. —

Also war Josephe doch wirklich ein tugendhaftes Mädchen? — Was verstehen Sie unter dem Wort: Tugend, der oder die Sie mich fragen. Wenn Sie dieselbe in der besten Seele, in Abneigung gegen Neid, Verläumdung, Bosheit u. s. w. setzen, so besitzt Josephe gewiß Tugend; konzentriren Sie aber das Wort blos auf das kleine Fleckchen — Herz, dann fürchte ich, daß

Sie

Sie meine arme Josephe nicht immer so tugendhaft finden, wie jetzt. — Alles hat seine Ursachen, warum es geschieht; der Feldherr ist tapfer, weil er Ruhm und Belohnung hoft, der Kaufmann spekulirt, weil er Gewinn erwartet und die alte Nonne betet, weil sie in den Himmel will. Josephe schlug den Grafen aus, weil er nicht mehr liebenswürdig war und sie bey der Gräfin eine Menge junger Franzosen zu sehen hofte, die es noch seyn würden; denn die Worte des Küsters, daß diese Herren das Haus ihrer künftigen Gebieterin fleißig besuchten, waren ihr nicht entgangen und ihr Haß gegen die Franken war nicht so groß, als sich der Vater einbildete. Sie hatte überhaupt ein allzu gutes Herz, um irgend einen Menschen zu hassen, und Politik oder Partheilichkeit war ihre Sache nicht. Ihrentwegen hätten die Franken oder die Deutschen siegen und die Herrschaft der Welt behaupten können, wenn nur sie das Vergnügen der

Jugend fand; wer es ihr gab, war ihr gleichgültig. Sie hatte in L. liebe, schlanke Jungen von verschiedenen Armeen, beym Durchpaßieren gesehen und dachte sich nichts hübscher, als einen anmuthigen Krieger. Der Küster hätte eben sowohl von preußischen, heßischen oder englischen Offizieren sprechen können, die bey der Gräfin G. aus- und eingiengen, ihr Verlangen, sie kennen zu lernen und zu sehen, ob nicht ein blanker Ritter unter ihnen die Augen auf sie werfen würde, wäre eben so groß gewesen. Aber diese Gesinnung verbarg sie vor ihrem Vater, daher sah dieser in dem standhaften Widerstand, gegen die glänzenden Offerten des Grafen, nichts als Sittsamkeit.

Es war also fest beschlossen, daß sie abreisen sollte und da es hohe Zeit war, diese Reise anzutreten, so begann sie, unter dem Beyfall ihres Vaters, die Anstalten dazu zu

machen, welcher sich, so viel er abkommen konnte, mit ihr beschäftigte und ihr von Zeit zu Zeit treu gemeinte väterliche Vermahnungen gab: wie sie ihre Herrschaft ehren, derselben folgen, treu und ehrlich, besonders aber keusch und züchtig seyn sollte. Er schrieb an die Gräfin und empfahl ihr sein unschuldig und christlich erzognes Kind auf das submisseste, bat unterthänig, daß sie dasselbe zur Gottesfurcht und Tugend ferner allergnädigst anhalten und für ihr Bestes an Seel und Leib sorgen möchte.

Um auch für Josephens Sicherheit auf der Reise zu sorgen, hatte er an den Mann in L. der sie erzogen, geschrieben, und ihn gebeten, ihr einen Paß vom Magistrat auszuwirken, damit sie allenthalben, als eine unverdächtige Person fortkäme, und ihn, wenn sie in L. ankäme, bereit fände. Nun erschien der Tag, wo sie fort sollte. Als sie am Morgen desselben einpakte, kamen verschie-

dene Bekannte, die den Tag vorher in L. gewesen waren; diese hatten so viel zu erzählen, wie es zu Frankfurth und Mainz bunt über gieng, daß Pudermanns väterliches Herz pochte und fast willens war, Josephen nicht reisen zu lassen; aber sie blieb standhaft, sagte: „ich muß doch fort, es mag werden, wie es will," seufzte dazu und packte ein.

So bin ich also glücklich über Josephens und ihres Vaters Geschichte weg bis dahin gekommen, wo ich in der Zerstreuung anfieng.

Es wäre leicht von Josephen herauszubringen gewesen, ob ihr der Seufzer von Herzen gieng, mit dem sie die schon zweimal angeführten Worte begleitete. Wenn er auch sagen wollte: wer weis wie es wird, so beweißt dieß noch nicht, daß sie etwas Uebles befürchtet hätte, denn so klug war sie zu wissen, daß der grimmigste Soldat, ein

hübsches,

hübsches, freundliches Mädchen von 16 Jahren, die ihm in den Weg kommt, nicht todt schießt, das: wer weis, wie es wird, könnte vielmehr in prophetischem Geiste gedacht seyn und so viel heißen: ob ich jemals zur Gräfin komme und nicht etwa gar zu etwas anderm bestimmt bin, doch es ist auch möglich, daß ihr ein leichter Schauder vor einer Kugel, die irgendwo auf dem Wege, den sie zu machen hätte, vorbey fliegen möchte, durch den Kopf fuhr. Genug, sie seufzte und packte ein, oder packte ein und seufzte. Die letzte Mahlzeit in ihrer väterlichen Wohnung ward unter herzlichen Zusicherungen, immerwährenden Andenkens, von allen Seiten und unter mancher guten Lehre des Herrn Pudermanns, des Vormittags um 11 Uhr verzehrt; der bestellte kleine Wagen kam endlich an die Thür gerollt, es ward aufgepackt, Josephe nahm sodann von ihrer Schwester Jette, die ihre Abreise nicht eben beklagte, zärtlichen Abschied und fuhr

in der Begleitung ihres Vaters ab. Als sie in L. ankamen, hatte der ehrliche Pudermann die unvermuthete Freude zu erfahren, daß seine Tochter nicht mit der Post reisen dürfte, sondern daß sein Freund und Josephens Pflegevater sie bey einer preußischen Feldwebelsfrau von der Garde, die eben durchpaßirte, eingedungen hätte, weil diese in einem sehr manierlichen Wagen führe und niemand bey sich hätte, als zuweilen einen Unteroffizier oder Junker, der unpaß wäre und sich, bis er wieder marschiren könnte, erholen sollte. Pudermann war über diese Nachricht nicht wenig vergnügt, denn nicht nur hatte er gefürchtet, daß die strapaziöse Reise auf der ordinären Post, sein liebes Kind zu sehr angreifen möchte, sondern es war auch zu riskiren, daß sie in allerley unschicklicher Gesellschaft reisen müßte. Die Gräfin hatte zwar etwas Reisegeld bestimmt, aber zur Extrapost reichte es nicht, und mit einem Fuhrwagen konnte er Josephen doch auch

nicht

nicht weggehn lassen. Zwar hatte ihm sein Freund berichtet, es gienge ein einzelner Herr nach jener Gegend, der sie mitnehmen wollte, allein ein einzelner Herr — das war nichts für Pudermanns vorsichtige Denkungsart.

„Also mit einer Feldwebelsfrau von der Garde? Nun das ist ja schön, da dank ich Ihnen recht sehr, Herr Gevatter Peinlich. Aber ich werde sie wohl noch heute aufsuchen müssen, um alles zu berichtigen und ihr meine Tochter zu empfehlen.“ — „Freilich,“ erwiederte Gevatter Peinlich, „und ich werde mit Ihnen gehen.“ — „Josephgen wärme Dich und ruh indessen aus, morgen früh um 8 Uhr gehts fort.“

„Also manchmal ein Unteroffizier, oder Fahnjunker, nun so hat man doch Unterhaltung zu hoffen,“ sagte Josephe zu der Tochter ihres ehemaligen Pflegevaters, da sie allein waren. „Ich wollt ich könnte

auch mitreisen," erwiederte diese, „so bekäm ich doch etwas zu sehen, das ewige Einerlei hier in L. ist mir lange fatal gewesen, dort wo's bunt durcheinander geht, giebt es doch hübsche muntere Mannsleute." — „Was sagst du garstiges Thier?" kreischte die Mutter, welche, ohne daß es die Mädchens wußten, hinter dem Schirm gestanden und sich eine Schürze und ein beßres Halstuch umgebunden hatte, „was! du wilde Hummel, also da, wo es brav viel Mannsleute giebt, willst du gern seyn? Denkst Du, Josephe reise deswegen? Nein, die bekümmert sich viel um die Maulaffen, die geht in Dienste, bey einer Gräfin, wo's recht ehrbar zugeht." — „Ehrbar mags wohl bey ihr zugehen," versetzte Josephe, „aber Mannsleute kommen in Menge hin, der Mann, der mich rekommandirt hat, sagte, es wären beständig französische Offiziers bey ihr. — "
„I nu! französische Offiziers," sagte Frau Peinlich, „das sind Leute, die streiten für

Recht

Recht und Billigkeit und haben jetzt gewiß keine Narrethei im Kopf.

Josephe. Sind Sie denn gut französisch, Mutterchen?

Frau Peinlich. Ich bin just nicht gut französisch, aber sie streiten doch für die rechte Sache und wollen, der Mensch soll frey seyn, wie ihn unser Herrgott erschaffen hat, und jeder soll so viel seyn und so viel gelten, als der Andere und die Großen sollen nicht mit den gemeinen Leuten hausen können, wie sie wollen, und sollen auch keine Auflagen mehr gegeben werden — Wenn sie nur hierher kämen, 's müßte manches anders werden.

Josephe. Denkt denn Herr Peinlich auch so?

Fr. Peinlich. Hier denken ihrer genug so, genug wünschen die Franzosen her und sie werden auch nicht Herr über sie, die

Deut-

Deutschen; es ist nur Schade um das arme Volk, daß es hinaus muß und sein Leben dabey verliert.

Josephe. Da fangen Sie ja nicht mit meinem Vater an, der ist sehr böse auf die Franzosen.

Fr. Peinlich. Nu jeder denkt, was er will.

Josephe. Aber die Franzosen begehen doch so viele Grausamkeiten, wie haben sie nicht in Paris gemordet und so viel unschuldig Blut vergoßen.

Fr. Peinlich. Ach wer weiß, ob's so wahr ist, das sagen sie nur so, um die Leute schwarz zu machen, und was sie thun, das geschieht, weil sie nicht wieder unter den Druck wollen, sie wollen ihre Freiheit behaupten.

Hier kam Pudermann und Peinlich wieder, sie brachten die Feldwebelsfrau mit, wel-

welcher sie unterwegens begegnet waren, es ward alles richtig und Madam Henrici, die Feldwebelsfrau, brachte den Abend bey der Gesellschaft zu. Pudermann, welcher schon unterweges gewahrt hatte, daß sein Gevatter Peinlich Demokrat war, glaubte an ihr Verstärkung zu finden und hub einen Streit über die Kriegsangelegenheiten an; aber wie sehr verwunderte er sich, Frau Henrici gar nicht so gestimmt zu finden, wie er glaubte. „Ja, sagte sie, unser König hätte man hübsch zu Hause bleiben sollen, was gehen ihn fremde Affairgen an, was braucht er sein Geld dorthin zu schleppen, wir brauchens wohl im Lande und seine schönen Leute todt schlagen zu lassen! — "

Pudermann. Sehen Sie, liebe Madam, das muß Ihr König thun, er muß die Leute bestrafen, um der bösen Exempel willen, die sie geben. Denn Sie wissen ja wohl, daß die Jakobiner gegen alle

Fürsten

Fürsten wüthend sind und ihre Völker aufhetzen.

Fr. Henrici. Ach das ist man nichts, laß er Ordnung halten und jeden Menschen sein Recht wiederfahren, so wird kein Aufruhr werden, die mögen hetzen wie sie wollen, wird ihm auch keiner nach dem Leben stehen.

Peinlich. Ja wohl! Aber die großen Herren haben immer kein gut Gewissen, sie sehen wohl ein, daß sie ihren Unterthanen zu viel thun, und daß diese leicht aufzubringen sind.

Pudermann. Sie schützen aber doch jeden bey seinem Eigenthum und viele Menschen finden durch die Fürsten Brod. Sie unterstützen Handel und Künste und Wissenschaften, aber wo's so zugeht, wie in Frankreich, da hat ja keiner nicht einmal sein Leben, geschweige sein Hab und Gut, sicher und alle Nahrung liegt.

Pein-

Peinlich. Das ist nur jetzt, Herr Gevatter, nur jetzt. Lassen Sie nur erst Friede seyn, lassen Sie die Franken ihre Feinde zu Paaren getrieben haben, dann werden Sie wohl sehen, wie sich die Leute aufnehmen.

Pudermann. Sie müssen wieder einen König haben und den werden ihnen die deutschen Mächte wohl geben.

Peinlich. Nimmermehr! nimmermehr lassen sie sich überwinden! Ihrer sind ja zehnmal mehr, wie die deutschen Armeen, und haben Muth wie die Löwen.

Fr. Henrici. Nun, der fehlt wohl unsern Leuten auch nicht, dat nehmen Sie mir nicht übel, mein lieber Herr Peinlich, die Preussen, was die betrift, die werden immer die alten Preussen bleiben.

Pudermann. Das ist gewiß und die Hessen und Oesterreicher sind auch brav,

lassen

lassen Sie nun noch die Sachsen dazukommen und die Reichstruppen — es müßte nicht gut seyn, wenn sie den unregulirten Haufen Rebellen nicht tilgen sollten, die ohne Hosen laufen, wie die Lappländer.

Fr. Henrici. Es sind aber welche von unsern Leuten heimgekommen, die sagen, sie stünden wie die Mauern, liefen ins Feuer nein blindlings, und ließen sich eher alle todt machen, ehe sie wichen.

Die beiden Mädchens. Ach Gott, die guten Leute!

Pudermann. Ja die guten Leute, warum lassen sie sich von den Bösewichtern, ihren aufrührischen Anführern dazu brauchen.

Peinlich. Sie streiten für die Freiheit und haben Recht.

Pudermann. Freiheit! Freiheit! Narrheit, Phantasie, eine solche Freiheit, wobey sich jeder eine Lage und eine Glückseligkeit denkt, die gar nicht vorhanden ist. Ich

will

will mich henken lassen, wenn sie wissen, was sie wollen, wenn sie da mit ihrem Freiheitsbaum, wie ein Savojard mit seinem Raritätenkasten, angezogen kommen. Jeder Bauer denkt, er will ein Herr werden und nichts mehr arbeiten, oder dabey befehlen und keinem gehorchen und die großen Spitzbuben lachen ins Fäustchen und richten so lange Unglück an, bis keiner mehr als das Leben hat von denen, die es noch davon bringen, dann machen sie mit ihnen was sie wollen und drücken sie ärger, als es vorher geschehen ist. Unter einer vernünftigen Fürsten-Regierung weiß doch jeder, woran er sich zu halten hat und wenns nicht immer gleich zugeht, je nun, es ist in der Welt nichts vollkommen. Nein, ich lobe mir eine gesetzte Landesherrschaft — Madam Henrici, was fehlt Ihnen in Potsdam?

Fr. Henrici. Ei in Potsdam fehlt uns nichts und den Berlinern auch nichts, wenn

nur der König wieder da wäre und wir an Ort und Stelle. Jetzt freilich murrt man; denn durch die Abwesenheit des Königs und seiner Suite, ist weniger Verdienst und so ists auch in den Städten, wo die Regimenter zu Felde sind, das Geld geht doch dadurch aus dem Lande.

Pudermann. Nur Geduld, es wird bald Friede werden, Mainz werden sie bald weg haben, dann jagen sie sie vollends hinaus aus Deutschland.

Fr. Henrici. Wird wohl noch manch ehrlich Brandenburgs-Mutterkind seine Haut müssen hergeben, eh's so weit kommt.

Herr Henrici kam und man setzte sich zur Abendmahlzeit, während welcher immerfort von den öffentlichen, oder vielmehr allgemeinen Angelegenheiten — denn jeder nimmt, wie wohl nach seiner eignen Art,

Theil daran — gesprochen ward, der Feldwebel und seine Frau gaben dabey bald Pudermann bald Peinlichen Beyfall. Pudermann ärgerte sich, daß diese Leute weder kalt noch warm wären. Da man endlich des Streitens müde war, hörte man dem Feldwebel zu, welcher Begebenheiten aus den Kampagnen, denen er beygewohnt hatte, und Anekdoten vom großen Friedrich erzählte, zuletzt kamen auch Hofgeschichten aus Potsdam und Berlin aufs Tapet. Frau Henrici erzählte mit, und beschrieb das Hofleben so apetitlich, daß Peinlich und seine Frau Royalisten geworden wären, wenn man ihnen Theil daran versprochen hätte und Pudermann sich zum Demokraten würde umgestimmt haben, wenn es bey dem System der Franken so zugienge. Die beiden Mädchen wünschten, daß sie zu einem solchen Leben bestimmt seyn möchten und Josephe, welcher ein gewißer Punkt in den erzählten Herrlichkeiten, die Erfüllung dieses

Wunsches zu versprechen schien, dachte ins Geheim an einen Plan, den ihr vielleicht Frau Henrici würde ausführen helfen.

Sie hatte sich nicht geirrt. Frau Henrici, welcher die niedliche Blondine sehr ins Auge fiel, hatte einerlei Gedanken mit ihr, daher sie auch durchaus, weder Reise- noch Zehrgeld von ihrem Vater nehmen wollte, und ihm versprach, Josephen wie ihren Augapfel in Acht zu nehmen. Sie hielt Wort und unsere Josephe reißte wie eine Fürstin, hatte weder an Bequemlichkeit, noch Nahrungs- und Erquickungsmitteln Mangel und ward von ihrer Reisewirthin auf das angenehmste unterhalten. Das Glück und der Ueberfluß gewißer Damen und der gewiße Herr, der ihnen beides verschafte, gaben den meisten Stoff zu ihren Gesprächen. Josephe hatte unzählige Fragen über diese Materie und Frau Henrici beantwortete sie alle nach Wunsch. Doch nicht

immer

immer ward von dergleichen Dingen gespro-
chen. Frau Henrici mußte ja ihren Lebens-
lauf, den sie bey weitem verschönerte und
merkwürdiger machte, erzählen, und mußte
auch alles haarklein wißen, was sich mit
Josephen, ihren Eltern und Geschwistern,
seit ihrem Daseyns, ja vor ihrer Geburt zu-
getragen hatte. Die Frau Feldwebelin hat-
te gegen nichts etwas einzuwenden, als
gegen den Einfall, daß ein so schönes
Mädchen dienen wollte, da es doch nur von
ihr abhienge, selbst zu befehlen. Josephe
stellte sich, als glaubte sie an ein solches
Glück nicht den geringsten Anspruch zu ha-
ben; das mußte dann Frau Henrici widerle-
gen und so gab ein Wort das andre, bis
sie ihrer anvertrauten Reisegefährtin meist
deutlich gesagt hatte, was aus ihr werden
könnte, wenn sie sich ihr anvertrauen und
immer ihre Freundin bleiben wollte. Jo-
sephe dachte bey der Idee, welche ihr die
Henrici nicht erst in den Kopf setzte, son-

dern nur erneute, an den Grafen; doch wo dieser sechshundert Thaler bot, konnte es dort so vieltausend geben, zudem wollte sie der Graf auf sein Landgut einsperren, aber bey dem Gedanken der Frau Henrici fand sich Gelegenheit zu jeder Art von Abwechslung des Vergnügens.

Die Frau Feldwebelin sprach und Josephe träumte eines Morgens eben davon, als der Fähndrich von Freienstein, welcher die vergangnen Tage oft neben ihrem Wagen hergetrabt war, zu Fuße angeschritten kam und ihn aufzunehmen bat, weil Eins seiner Reitpferde gedrückt und das andere lahm sey, so daß er sie ein paar Tage schonen müßte. Schon zweimal hatten sie männliche Gesellschaft im Wagen gehabt, aber keine gefährliche. Doch der schöne und muntre Freienstein war der Frau Feldwebelin gar nicht anständig, Josephe hingegen hatte ihn schon gestern und vorgestern beob-

beobachtet und war über den Zufall, der ihn zu fahren nöthigte, gar nicht ungehalten. Der Wagen hielt, und der Fähndrich warf sich in die Chaise. Alles dies gieng so schnell, daß Frau Henrici Josephen nicht einmal sagen konnte, sie möchte sich mit dem niederträchtigen Menschen gar nicht abgeben. Was war zu thun, der Fähndrich war einmal eingesessen und es war unvermeidlich, sich mit ihm ins Gespräch einzulassen. Frau Henrici übernahm dies hauptsächlich, sie warf ihm ein Dutzend Liebschaften vor, die er gehabt hätte, diese Schönen schilderte sie als erzschlechte Kreaturen und faßte sie, da alle durch waren, noch einmal zusammen in den edlen Ausdruck: verdammtes Grobzeug. Freienstein ärgerte sich wirklich, daß sie ihn hier als einen Menschen vorstellte, der sich mit schlechten Weibspersonen abgäbe, denn er war bereits verliebt in Josephen und hätte dieser gern so bald als möglich versichert, daß sie seine erste Liebe sey und daß er wenig

Mädchen leiden könnte. Er sagte der Frau Henrici einige Anzüglichkeiten, welche aber darüber so in Harnisch gerieth, daß sie schon begann, dem Herrn Fähndrich ein Laurre zu machen, er wendete es aber durch die ehrsame Erinnerung, daß sie ja kein gemeines Weib wäre, noch ab, und benahm sich übrigens so höflich gegen sie, daß sie durchaus wieder artig seyn mußte. In Josephens Gesicht und Betragen lag so etwas feines und anständiges, daß Freienstein ihr Mißfallen zu erregen glaubte, wenn er nicht den guten Ton im Wagen zu erhalten suchte und er hatte Recht, sie war nie die Person, welche an Unsittlichkeit oder plumpem Scherz Gefallen fand. Freude athmete ihr ganzes Wesen, aber diese Freude mußte von sanfter Grazie begleitet seyn. Demnach hatte sich Freienstein ihre Gunst ziemlich bald erworben, denn er unterhielt sie mit leichtem und feinem Witz, und sagte ihr mehr mit Blicken, als durch eine Menge

nichtsbedeutender Ausdrücke, daß er für sie brenne. Durch diese Behutsamkeit machte er auch Frau Henrici ziemlich sicher, denn diese hatte von den Feinheiten der Liebe keinen Begriff, so etwas mußte, nach ihrer Meinung, sehr deutlich gesagt und körperlich bestätigt werden. Die zwei Tage vergiengen bald Eins von den Reitpferden mußte aber nun durchaus wieder zu gebrauchen seyn und Freienstein sich bey dem Bataillon zeigen. Aber der Bund zwischen ihm und Josephen war doch geschloßen, sie verstand seine Blicke und konnte sich selbst das Geständniß nicht versagen, daß ihr nie eine Mannsperson so wohl gefallen hätte. In den Mittags- und Abendquartiren, wie auch, wenn Frau Henrici zuweilen ausstieg, nahm Freienstein die Minuten wahr, um ihr zu sagen, daß er sie liebe und ewig lieben würde, daß er hofte, in Frankfurt ihr das des weitern und breitern darzuthun, und Josephe beschloß dort so lange zu verziehen, bis der Fähndrich er-

klärt hätte, wie diese ewige Liebe für sie zu benutzen sey, denn jeder verständige Mensch nimmt ja die Vorschläge, die ihm gethan werden, in Erwägung. Jugend und Schönheit sind zwei Kapitale, auf die ein sechzehnjähriges Mädchen das Grundstück ihres Herzens am liebsten verpfändet, nur Mütter und Tanten haben dawider etwas einzuwenden und halten diese Kapitale nicht anders für gültig, als wenn sie von baarem geprägten Golde garantirt sind. Hier war weder Mutter noch Tante, welche Josephen mit dergleichen Erinnerungen in den Weg treten konnte, deshalb galten ihr, seit des herrlichen Jünglings Bekanntschaft alle prächtige Aussichten, die sie durch das Vergrößerungsglas der Frau Feldwebelin gesehen hatte, wenig oder gar nichts mehr. Sie war aber so schlau, es ihr nicht merken zu laßen, sondern erzwang ein beyfälliges Lächeln, da diese, sobald sie wieder allein reißten, auf den Fähndrich Freiensteiu,

stein, dem sie doch nicht recht traute, los-
zog. Im letzten Nachtquartier, fand die-
ser eine Viertelstunde Gelegenheit, Josephen
aufzusuchen und sie unter vier Augen
zu sprechen; er rieth ihr, nicht lange bey
Frau Henrici zu bleiben, weil sie sonst in
üblen Ruf kommen möchte und bat sie
Frankfurt nicht eher zu verlaßen, bis er
ausführlich mit ihr gesprochen hätte. Vor-
sicht und Behutsamkeit war eben nicht Jo-
sephens Sache, auch war die Erfahrung
noch nicht ihre Lehrerin in diesen beiden nö-
thigen Wißenschaften gewesen, dennoch
wußte sie so viel, daß man den guten Ruf
nicht verlieren müsse und war froh, daß es
jetzt die Klugheit erforderte, dem Fähndrich
zu sagen, sie wolle seinem Rath folgen, zu-
gleich aber äußerte sie einige Besorgniße,
wo sie wohl in Frankfurt hin sollte, im
Fall sie auch nur einen Tag dort bleiben
müßte, denn die Gasthöfe würden wohl alle
besetzt seyn und es wäre eben nicht rathsam,

daß

daß ein junges Mädchen allein in einem Gasthof logirte. Freienstein wär der artige Mensch nicht gewesen, der er war, wenn er hierauf nicht seine Dienste hätte anbieten sollen, und da er dieß mit dem größten Eifer that, so ward beschloßen, daß Josephe sich einen Tag ganz ruhig verhalten, am Ende deßelben aber, als von Ohngefehr herausgehen sollte, weil Freienstein, welcher unterdeßen ein Zimmer für sie besorgen wollte, schon bereit stehen würde, sie abzuholen; was ihren Koffer aber beträfe, der könnte den folgenden Tag transportirt werden. „Aber," sagte der Fähndrich, „mein Engel, auf einen einzigen Tag giebt kein Mensch ein Zimmer her, ich werde es schon auf länger miethen müssen." Josephe hatte nur des Anscheins wegen von einem einzigen Tag gesprochen, und des Anscheins wegen that sie auch noch, als ob das ein übler Umstand wäre, da sie sich nicht lange aufhalten könnte. Doch Freien-

stein, welcher hofte, ihr die Grillen auszureden und nicht länger bleiben konnte, sagte, dieß alles würde sich wohl einrichten laßen, und verlies sie mit Betheurungen seiner Ergebenheit.

Also kam Josephe schon mit einem Liebhaber versehen und mit einer Intrigue bewafnet, in Frankfurt an. Aber Frau Henrici, welche froh war, diese Pflegetochter unter ihrer Aufsicht zu haben, quartierte, da sie an Ort und Stelle waren, ihren Mann ohne Umstände in die Kammer, weil sie, wie sie meynte, mit der Ramsel die Stube einnehmen müßte. Guter Herr Feldwebel, dachte Josephe, ich werde dich der Lagerstatt in der Stube nur eine einzige Nacht berauben, überlegte aber nicht, welchen übeln Schein es geben würde, wenn sie so heimlich von der Frau Henrici abzöge, um übeln Schein zu vermeiden. Sie dachte bis zum Einschlafen nichts als an den schönen,

schlan-

schlanken Freienstein und erwog jedes seiner Worte. Endlich schlief sie ein und träumte von ihm, ärgerte sich, da sie erwachte, daß nun ein ganzer Tag vergehen sollte, ehe sie ihn wieder sehen würde. Aber so langsam ihr die Stunden, wie ihr dünkte zum Possen vorüberschlichen, so waren sie doch endlich dahin. Da es fast dunkel war, suchte sie unbemerkt ihr kleines Reisegeräthe zusammen, legte es nah an die Thür, nahm es endlich eben so unbemerkt weg und schlüpfte damit hinaus. Ohne Anstoß erreichte sie die Straße, rechts der Hausthür stand ihr Ritter, welcher viel zu thun gehabt hatte, ein Zimmer für sie zu finden, so wie das Quartier des Feldwebels Henrici aufzusuchen; aber zu alle dem hatte ihm die Liebe Beistand verliehen, er wartete schon eine halbe Stunde auf Josephen.

Das Zimmer, welches er für sie gemiethet hatte, war eins der niedlichsten, das

sie in ihrem Leben gesehen hatte, es war mit Geschmack und Bequemlichkeit meublirt, sie freute sich darüber wie ein Kind und Freienstein freute sich nicht weniger, diesem Zimmer eine so schöne Bewohnerin gegeben zu haben. „Aber Himmel," sagte Josephe, „dies schöne Zimmer wird viel kosten und ich kann mich nicht lange darinnen aufhalten." — „Es kostet Ihnen nichts, schöne Josephe," erwieberte Freienstein, „und wenn Sie es noch so lange besitzen, indeß habe ich es nur auf einen Monat genommen, weil ich nicht weis, wo wir nach Verfluß desselben seyn werden." — „Ich bin alsdenn hoffentlich schon bey meiner Gräfin eingewohnt," sagte Josephe und lächelte. Eben kam das Abendessen und Freienstein konnte nur durch Bewegungen antworten, welche sagen wollten, „das werden Sie nicht." Das Soupee ward aufgetragen und der artige Wirth übernahm die Bedienung seiner Dame selbst, damit er keine neugierigen Zeugen der verliebten Erklä-

klärungen haben möchte, die er nun begann. Und Josephgen? — ja die war auf einmal stumm, oder wenigstens zerstreut worden. Ihr fiel ein, daß ihr Vater nicht wenig poltern würde, wenn er sie anstatt mit den Anstalten morgen weiter zu gehen, beschäftigt zu seyn, in Frankfurt eingerichtet fände und daß es ebenfalls nicht wenig verdächtig und gefährlich wäre, sich der Leitung eines hübschen Fähndrichs zu überlaßen.

„Warum sind Sie so pensiv?“ fragte Freienstein.

Josephe. (nach einer kleinen Pause wie aus tiefen Gedanken erwachend) Pensiv? — Das eben nicht, aber ich denke an die Reise, die ich morgen antreten muß.

Freienstein. Laßen Sie doch den Gedanken fahren, Sie kommen warlich in Gefahr.

Josephe. Wie so? ich denke, mein Paß vom Magistrat zu L. und der ofne Brief meines Vaters an die Gräfin wird hinlänglich beweisen, daß ich eine unbefangne Reisende bin, und solche Personen pflegt man ja nicht zu hindern.

Freiensiein. Die Franzosen hinderten die Reisenden nicht? — O, nur gar zu sehr. Sie glauben also, sogleich durchpaßiren zu können? Nichtsweniger! Denn ob Sie gleich ein junge Frauenzimmer sind, so sieht man Sie doch vielleicht für eine Person an, die etwa von uns abgeschickt ist. In diesem Falle werden Sie examinirt, zu dem Kommandanten geführt und schon auf den Vorposten giebt man Ihnen eine Eskorte mit.

Josephe. Aber wenn der Kommandant hört und sieht, daß ich nichts als Kammerjungfer bey der Gräfin G. werden will, dann läßt er mich auch ungehindert fort.

Freienstein. Sie sind ja, wie ich höre, sehr beherzt und unterrichtet.

Josephe. Man erkundigt sich natürlicher Weise nach allen solchen Umständen, wenn man bey diesen Zeiten eine Reise antritt.

Freienstein. Denken Sie, daß die französischen Officiere Narren sind und eine so schöne Gefangne leicht werden fahren laßen? Sie werden sich stellen, als ob sie Sie für verdächtig hielten, unter diesem Vorwand wird man Sie da behalten und dann möchten Sie wohl noch unsichrer seyn, als hier, wo ich Ihr Freund und Beschützer seyn will. Jene nehmen sich bey der Freiheit, die sie behaupten, nichts übel, hübsche Mädchen, die in ihre Hände fallen, halten sie für freie Beute.

Josephe. So schlimm sind sie?

Freienstein. Das versichre ich Sie.

Jo-

Josephe. Gott, was soll nun aus mir werden? — mein Vater denkt, ich könne mir nichts dir nichts durchkommen. Wenns nicht gienge, müßt ich ihn doch benachrichtigen, — und die Gräfin wartet auch auf mich.

Freienstein. Warten Sie's ab, Mademoisell! Mainz wird vielleicht bald auch in unsern Händen seyn, dann können Sie ihren Weg ruhig antreten. Jetzt ists wirklich nicht rathsam, entweder Sie kommen um Ihre Ehre oder um das Leben.

Josephe. Nun wohlan, ich werde meinem Vater schreiben, daß ich glücklich in Frankfurth angekommen bin, daß es mir aber jedermann widerriethe, weiter zu gehen, bis Mainz über wäre und das würde wohl — wenn denken Sie, daß Ihre Truppen es einnehmen werden?

Freienstein. Kassel werden wir wohl bald haben, dann gehts über Mainz her,

auf den 12ten — 15ten Februar haben wir's. Das wär also ein Aufenthalt von 3 Wochen ohngefähr.

Josephe. In drei Wochen also, werd' ich schreiben, wird es in preußischen Händen seyn, dann kann ich abgehen; unterdeßen halt ich mich — wo schreib ich ihm denn, daß ich mich aufhalte?

Freienstein. Bey rechtlichen Leuten. Sie werden morgen Ihre Wirthin kennen lernen, es ist eine honette artige Frau.

Josephen ward nach dieser Unterhaltung wirklich etwas leichter ums Herz. Nach ihrer Meinung könnte und würde ihr Vater nicht verlangen, daß sie auf Gefahr ihre Ehre, oder ihr Leben zu verlieren, weiter gehen sollte, und der Entwurf des Briefs war überzeugend und beruhigend. Sie ward heiterer. Freienstein glaubte nun wenigstens Küße wagen zu dürfen, aber da hatte

er

er sich geirrt. „Hören Sie, Herr von Freienstein," sagte Josephe, „Familiaritäten verbitte ich mir."

Freienstein. Darf Ihr Freund nicht auf einen Kuß rechnen?

Josephe. Ein Kuß ist freilich etwas unschuldiges, aber ich hörte von meinem Vater, daß die Mannspersonen gleich dreust würden, wenn man ihnen das geringste einräumte. Er mußte doch sein Geschlecht kennen.

Freienstein. Ein Kuß, schöne Josephe, gehört nicht einmal unter das geringste, was ein Frauenzimmer ihrem Liebhaber gewähren kann. (Er küßt ihr die Hand)

Josephe. Nun Sie küßen ja und ich wehre es nicht.

Freienstein. Es ist freilich schon ein Glück, dies niedliche Händchen zu küßen, aber dieser kleine volle Mund reitzt — —

Josephe. Herr von Freienstein, Sie sind ein Räuber, (aufstehend) laßen Sie mich allein, es ist schon spät.

Freienstein. Sie sollen sehen, daß ich gehorchen kann, gute Nacht, göttliches Mädchen —

Der zärtliche Kuß, den er zur guten Nacht auf ihre Hand gedrückt hatte, prägte der Liebe, die in ihrem Herzen mehr und mehr erwachsen war, den Stempel auf; Freienstein gieng und nahm ihre ganze Seele mit.

Wie sehr auch diejenigen, welche es Amts oder Anstands halber thun müssen, über die Streiche der Liebe moralisiren, so viel Mühe sich der dritte Theil der Menschen giebt, zu thun, als ob sie nicht verliebt wären; so ist und bleibt sie doch die unvermeidlichste Neigung der Kreaturen: sie ist überall, mengt sich in alles, verrichtete schon große Thaten und

hin-

hintertrieb schlimme; sie ist Erholung nach Schmerz und Arbeit, mit einem Wort, sie ist das schönste Triebrad der Natur.

Matronen, strenge Väter und Mütter, betrachtet doch Eure blühenden Töchter, ist es möglich, daß sie beim Anblick eines Jünglings unempfindlich bleiben können? — Schließt Eure Tochter, von ihrer Existenz an, ein; laßt sie keine Mannsperson sehen: höchstens vierzehn Jahr wird sie kalt bleiben, dann aber etwas fühlen, was sie sich nicht erklären kann, wird Langeweile haben, und eine unerklärliche Sehnsucht empfinden. Nehmt sie nun aus ihrem Kerker, laßt sie einen Jüngling erblicken und nun weiß sie gewiß, was ihr bisher fehlte. Erzieht den Knaben eben so, bildet sein Herz, so rauh und hart Ihr wollt, gebt ihm, so bald er seine Kräfte brauchen kann, die schwerste Arbeit, sein Wunsch nach etwas, das er nicht kennt, vermehrt sich täglich, macht

ihn träge und mißmuthig. Er ist keines Menschen Freund, weis nichts von Wohlwollen und Erbarmen, seine Seele nimmt an nichts Theil; aber zeigt ihm ein Mädchen, und der rohe Junge wird weich, gefühlvoll und munter, beßer gelingt ihm alles, und allgemeines Wohlwollen dringt in sein Herz. — O Liebe, du schönste, edelste Tochter des Himmels, verlaß das Menschengeschlecht nicht, denn ohne dich würde es schlimmer seyn als Tieger und Bären!

Nach dieser Apologie der Liebe, habe ich hoffentlich von allen meinen Lesern für Josephen Entschuldigung zu hoffen, daß sie den hübschen Fähndrich, in der vollen Bedeutung des Wortes liebte; eben so wird es dem letztern niemand verdenken, daß er für sie lichterloh brannte, und in diesem Falle wird man ihm alle die kleinen Schwindel zu Gute halten, die er schon gemacht hat und in der Fortsetzung noch machen

wird,

wird, um Josephen zu behalten. Beide Verliebte schliefen diese Nacht wenig, Josephen schwebte der blonde, schlanke Jüngling mit den schmachtenden, blauen Augen und dem männlich schönen Gesicht, beständig vor; sie mochte die Augen offen oder geschloßen haben, so sah sie ihn im zugeknöpften Ueberrock, die Scherpe leicht hangend darübergeschlungen — denn anders hatte sie ihn noch nicht gesehn — hörte seine Stimme, die ihr den süßen Zauber der Liebe ins Herz flötete. — Ob er wohl mein Mann werden könnte? dachte sie. Aber nein, er ist von Adel — nun also, was hilft mir sein Beifall, was meine Liebe zu ihm? — Freilich nichts, aber ihn sehn, von ihm geliebt werden, ist doch auch ein Vergnügen, ich will es genießen, weil ich kann — doch weiter nichts, weiter wahrhaftig nichts — sein Kuß war so süß, aber ich wills doch nicht leiden, daß er mich wieder küßt, und wann dies auch etwa

noch zweimal geschähe, weiter solls doch nicht kommen.

Freienstein hatte eben so viel mit sich zu überlegen — Wahrhaftig sie ist schön, alles kleidet sie, die Reisehaube und der Kappenhut darüber, wie das bloße Haar, wenns ihr ungekämmt und ungepudert um den Kopf herhängt, der Reiserock und das leichte Karako — in diesen beiden Veränderungen hatte er sie nur noch gesehn — ihr Lächeln ist bezaubernd, ihr Ernst hat Grazie, ihr Auge ist so sprechend — sie hat Geist und Witz — ein herrliches Geschöpf — ohne Umstände heirathete ich sie — Perückenmacher-Tochter oder nicht, wenn ich jetzt heirathen könnte, — denn das ist ja bey der P....schen Garnison gewöhnlich, aber bis ich heirathen kann, so vom bloßen Anschaun zu leben — und ich zweifle, daß sie sich zu etwas mehrerm verstehen wird — doch wenn ich ihr vorstelle, daß wenig Of-

ficiers

ficiers in P. sind, die nicht vorher in wilder Ehe mit ihren Gattinnen gelebt haben — Zureden hilft ja — die Henrici hätte wohl gewünscht, sie Jemanden unter die Augen zu bringen, aber dafür will ich schon sorgen, denn Jemand müßte sie gleich haben, soll aber nicht, durchaus nicht, eher laß ich mich auf der Stelle heimlich mit ihr trauen und schicke sie in die Garnison.

Er und Sie schliefen bei diesen Selbstgesprächen erst gegen Morgen ein und erwachten sehr zeitig, um sie fortzusetzen. Aber da der Tag zunahm, gab es andre Sorgen. Der Koffre, wie sollte der in das neue Quartier kommen? So dachte er, so dachte Sie. Er hatte den Vormittag nicht mehr Zeit, als zu ihr zu fliegen, guten Morgen zu wünschen und zu versprechen, daß der Koffre auf den Nachmittag sollte abgeholt werden, Sie mußte sich dabei leidend verhalten, denn

sie

sie wußte den Weg zu Frau Henrici nicht mehr zu finden und furchte sich auch vor ihr. Freienstein speißte bei seinem Chef, dieser sas selten lange bei Tische, aber doch fand der Fähndrich, daß er heut das Aufstehn ganz vergäße.

So bald der Major sich darauf besonnen hatte, eilte der Fähndrich zu Josephen und bat sie um ein Billet an Frau Henrici, um ihr in aller Höflichkeit den Koffre abzufordern. Die Wirthsmagd ließ sich für 3 Thaler abrichten, mit zwei Trägern hinzugehn und zu sagen, Mamsell Josephe Pudermann habe einen Verwandten hier gefunden, der ihr auf die paar Tage, die sie noch in Frankfurt seyn würde, Quartier geben wollte. Das nemliche stand im Billet, nebst tausend Danksagungen für erzeigte Freundschaft — wofür hier 2 Friedrichsd'or folgten — und viele Entschuldigungen, daß sie so ohne Abschied wegge-

gangen

gangen wäre, sie hätte geglaubt, bald wieder zurück zu kommen, aber ein naher Vetter hätte sie unterwegens gefunden, und wollte daß sie sich so lange sie in Frankfurt wäre bei ihm aufhalten sollte; für heute hindere sie ein starkes Kopfweh auszugehen, doch würde sie Madam Henrici noch vor ihrer Abreise besuchen. Diesen Brief hatte Freienstein wieder ausfinnen helfen, es war in der That die einzige Lüge, die sie hier machen konnten, aber wahrscheinlich war sie darum doch nicht, auch fand sie die Frau Feldwebelin nicht so, sondern lies zurücksagen: es wär' eine sehr impertinente Aufführung von der Mamsel, so ohne ein Wort zu sagen, weg zu laufen; aber der Herr Fähndrich Freienstein würde ihr wohl Quartier gemacht haben, und das sollte ihr Vater in ach: Tagen wißen. Josephe erschrack, doch die Gegenwart des Geistes verlies sie darum nicht, welch Mädchen ist im Nothfall ohne Ausflucht und Gegenmittel?

tel? An den Vater mußte sie ohnehin schreiben, es lies sich ja leicht mit anführen, daß Frau Henrici nicht die besten Absichten mit ihr gehabt und sie darum Bedenken getragen hätte, länger bei ihr zu bleiben. Ganz beruhigend war das freilich noch nicht, denn wenn der Vater das glaubte, so konnte ihm wohl der Böse eingeben, der Frau Henrici hingegen auch oder vielleicht gar mehr zu glauben und Meister Urian, der so gern Verdruß stiftet und Alles stört, führte ihn denn selbst nach Frankfurt, wo er leicht vermuthen könnte, daß sein Töchterchen nicht umsonst und für nichts in einem so netten Zimmer wohnte. Freienstein aber benahm ihr diese Sorge, indem er versprach, mit dem Feldwebel zu reden, welcher ihm wohl den Gefallen thun würde, seiner Frau die Korrespondenz mit Herrn Pudermann auszureden. Damit sie von allen Seiten ruhig seyn könnten, gieng er sogleich, dies zu besorgen, und da er mit der Nachrichst

richt zurück kam, Josephe könnte ohne Sorgen seyn, es würde kein Brief von Frau Henrici an ihren Vater abgehn, so beschloß sie auch von dieser nichts ungleiches zu schreiben. Geschrieben aber mußte werden, denn morgen gieng die Post ab, also machte sie Anstalten dazu und Freienstein verlies sie, um sich ein wenig mit Sachen der Kompagnie zu beschäftigen.

Der Brief an Herrn Pudermann war, als Freienstein wieder kam, geschrieben und gesiegelt; auch er hatte alles vollbracht, was zu vollbringen war, und unser Liebespaar brachte nun den Abend in süßer Ruhe hin — zwar nicht ganz ruhig, denn Freienstein hatte für seine Liebe noch wenig gewonnen und wollte durchaus mit Josephen in Ordnung seyn; sie war aber diesen Abend schüchterner als sonst, und verweigerte auch die kleinste Liebkosung. „Aber was soll ich denken Josephgen," sagte dieser endlich, „ich

glaub-

glaubte, Ihr Vertrauter, Ihr Freund zu sein, und Sie sind so zurückhaltend gegen mich!

Josephe. Zurückhaltend! In wie fern denn? Ich spreche ja mit Ihnen so freundschaftlich und treuherzig wie mit einem Bruder.

Freienstein. Wollen mir aber nicht einen Kuß erlauben, ich darf den Arm nicht um Sie schlingen.

Josephe. Ich fürchte Sie, Herr von Freienstein.

Freienstein. Wie soll ich das verstehn? Lieben Sie mich nicht?

Josephe. Eben — weil ich Sie liebe.

Freienstein. Nun dann, geliebte Josephe, wie können Sie den Mann, den Sie lieben und der in Ihnen lebt, fürchten?

Josephe. Ich bin ein Mädchen, und die Sittsamkeit erlaubt mir nicht, mit einer Mannsperson so allein zu seyn, wie ich mit Ihnen bin, zumal mit einem Geliebten, denn einmal hab' ich es gestanden, und will es noch einmal versichern, Sie sind mir unter allen Mannspersonen der liebste. Auch Sie lieben mich, könnten Sie nun nicht etwas von mir verlangen, das ein Mädchen nicht gewähren darf? Ich wäre dann zu schwach es Ihnen abzuschlagen — lieber Freienstein, verlangen Sie's doch nicht!

Freienstein. Gutes Mädchen, warum scheuest Du Dich, mirs zu gewähren? Was ist denn Liebe ohne Genuß? sieh mich als Deinen Mann an

Josephe. Das können Sie nie werden.

Freienstein. Ich schwöre Dir aber, daß ich's werden will,

Josephe. Wenn ich nun auch Ihrem Schwur glaubte, so sind Sie doch nicht mein Mann.

Freienstein. Warum nicht? — weil die Zeremonie der Trauung fehlt? — Hör Josephchen — ich kann ein allerliebstes Liedchen, will Dir eine Strophe davon sagen:

Sieh hin in jene Schatten,
Wer hat dem treuen Gatten
Das Täubchen angetraut?
Die Liebe thats im Stillen,
Sie hat nach ihrem Willen
Ein Tempelchen erbaut.

Verstehst Du den Sinn dieses Verschens?

Josephe. O ja, aber sehn Sie —

Freienstein. Nenn mich Du, Josephe, ich bin Dein Gatte.

Josephe. Noch nicht — einmal ist es doch so eingeführt, daß die Leute erst nach

der

der Trauung, Mann und Frau sind, und dann, wenn ich mich auch darüber wegsetzen wollte, so kann ich's meinem Vater nicht zu Leide thun, er würde sich tod grämen, wenn ich nicht mit Ehren Frau würde.

Freienstein. Vorurtheil!

Josephe. Vorurtheile eines treuen Vaters sind den Kindern Gesetze — Diesen Kuß, Freienstein, will ich Ihnen nicht anrechnen — hier haben Sie freiwillig einen — er sei das Siegel meiner Liebe; aber bei diesem Siegel beschwör ich Sie, schonen Sie des schwachen Mädchens! Sie sagten, man würde mir in Mainz die Ehre rauben, Sie aber wollten hier mein Beschützer seyn; — nun also Freienstein —

Freienstein. Hier meine Hand, Josephe, Du bist sicher bei mir, bis ich Dich überzeuge, daß Du Dir und mir durch Deinen Eigensinn das Wesentlichste der Liebe

raubst; aber geh nun auch ohne Zwang mit mir um, nenne mich Du.

Josephe. (freudig) Gut, lieber Junge, von diesem Augenblick an Du, ich traue Dir; ein ehrlicher Mann hält sein Wort, ich bin also sicher, nicht wahr?

„Ja, meine Liebe," sagte Freienstein und dachte nein, ich habe dich nur sicher gemacht. Der Listige fing an zu kapituliren, Küße wurden als unschuldig erlaubt, Arm in Arm auf dem Sopha sitzen, Freiensteins Kopf an Josephens Brust gelehnt, war nichts übles bei einem Menschen, mit welchem man sicher ist u. s. w. Da alle diese Vertragspunkte festgesetzt waren, rückte Freienstein mit dem Vorschlag heraus, daß sich Josephe als Mannsperson kleiden sollte, weil sie dann, als sein Freund oder Bruder, desto sichrer und unangefochtner mit ihm ausgehn und allerhand Vergnügen, das Schauspiel, die Gesellschaften auf den Kaffeehäu-

feehäusern und dergl. genießen könnte. Dieser Einfall war neu, und gefiel Josephen. Mit dem frühesten ward ein Schneider besorgt; ehe drei Tage vergiengen, hatte unser Josephchen zwei hübsche Anzüge und da stand der niedlichste Junge von der Welt. Sie war innigst vergnügt; an ihren Vater hatte sie geschrieben und Jungfer würde sie bleiben, was war also zu befürchten? Zu ihrer noch mehrern Beruhigung bekam sie Nachricht, daß die Gräfin G. nicht mehr auf ihren Gütern, sondern geflüchtet sei, weil sie den Franken auf einmal verdächtig geschienen und benachrichtigt worden wäre, man werde sie arretiren. Wer war nun vergnügter als Josephe, daß sie nun nicht einmal fortkonnte, und also ihren Freienstein nicht verlaßen durfte; aber sie kam mit ihm überein, daß der Vater das nicht so bald erfahren dürfte, er mußte noch bei dem Glauben gelaßen werden, sie werde, so bald Mainz über wäre, zur Gräfin gehn.

Es war gegen Abend, als Josephe ihre Männerkleidung zum erstenmal anzog, eben war sie fertig, da schlug es halb 6 Uhr und ihr Freund schlenderte mit ihr in die Komödie. In L. war sie ein einzigesmal im Schauspiel gewesen, doch das war schon lange her und so schön hatte es ihr auch nicht geschienen; glücklicher war nun kein Mensch als sie. Sie sah sich auf dem Parterre vortrefflich plazirt, weil sie das ganze Schauspielhaus übersehn und alle, die in den Logen waren, ins Auge faßen konnte. In einer der vornehmsten erblickte sie einen ansehnlichen Mann, den sie sich schon unterwegens zu sehn wünschte, er hatte nur für eine Figur auf der Bühne Gefühl und Augen und dieses Gefühl und diese Augen gönnte sie der Figur, obwohl der vornehme Mann ihr auf verschiedne Art in die Augen fiel. Wie von ohngefehr fiel es ihr ein sich Glück zu wünschen, daß sie von der Henrici weg und bei ihrem Freienstein wär;

mag er doch mit seinem Gold und Kostbarkeiten bleiben, wo er will, dachte sie, ein kleines Geschenkchen von meinem Freienstein ist mir lieber.

Aus dem Schauspiel gieng es aufs Kaffechaus, da befand sich Josephe, unter dem Nahmen Freienstein, in einer Gesellschaft von Preußischen und Heßischen Offizieren, von Kaufleuten und Gelehrten. Ihr Geliebter lies sich über seinen Bruder viel Schönes sagen und erzählte, wie er ihn so unvermuthet hier gefunden und sich ausserordentlich darüber gefreut, ihm auch schon angedeutet hätte, daß er so lange in Frankfurt bleiben müßte, als sie da ständen, welches jedermann billigte. Josephen machte diese Masque nicht geringen Spas, doch klug, wie sie war, nahm sie sich vor, auf alles, was gesprochen ward, Acht zu haben, um künftig mit sprechen zu können. Die Angelegenheiten des Kriegs machten,

wie natürlich, den vornehmsten Stof der Gespräche aus. Ohne Zwan, sagte ein jeder seine Meinung und darüber wunderte sich Josephe, weil sie glaubte, hier müßten sie alle gemeinschaftlich auf die Franken los=ziehn. „Ich sehe, sagte ein Preußischer Major, Mainz noch nicht in unsern Hän=den, wenn wir auch von den Sachsen und andern Reichstruppen Verstärkung bekom=men; die Franzosen haben Lebensmittel und die Paßage über den Strom können wir ihnen nicht so leicht nehmen.“

— Hier sah Josephe den Fähndrich an und lächelte. —

Ein andrer Offizier. Und sie sind ent=schloßen, es zu behaupten.

Ein Dritter. Es sind verzweifelte Kerls, wir werden nicht fertig mit ihnen.

Ein Lieutenant. O dafür ist mir nicht bange, es ist ja lauter zusammengelaufnes Volk, Einer hat diese, der andere jene

Waf-

Waffen, haben nichts in und nichts auf dem Leibe.

Der Major. Im Leibe haben sie ein Herz wie Eisen.

Ein Kaufmann. Und den Muth der Enthusiasten, den können besoldete Truppen nie haben.

Der Lieutenant. Mein Herr, was bei diesen Leuten die Schwärmerei eine Zeitlang thut, geschieht bei regulirten Truppen aus Gewohnheit und Schuldigkeit. Wir Offiziers z. B. fechten für die Ehre, sie würde verlohren gehn, wenn wir nicht unsre Pflicht thäten; diese also thun wir mit kaltem Blute, aus Ueberlegung.

Der Major. Da haben Sie recht, was uns Offiziers betrift; aber vom gemeinen Mann dürfen wir das nicht sagen, dem fällt ein, daß er für eine Sache hungern, frieren, sich ermüden, Wunden und Tod

holen muß, die ihn ganz und gar nichts angeht. Was fragt er darnach, ob die Franken einem König gehorchen oder frei werden; er sieht, daß er zu Hause ungestörte Ruhe genöße, ob dies oder jenes wäre, und hat den Henker vom Point d' Honneur, findet wohl gar, daß diese Leute recht haben, gegen die er fechten soll. Aber die Franken stehn für ihre eigne Sache, mit oder ohne Hosen, mit der Flinte oder Pique sind sie uns immer fürchtbare Feinde.

Ein Professor. Aber nicht dauerhaft fürchterlich, Herr Major. Enthusiastenfeuer verraucht, wie jede Leidenschaft. Lassen Sie diese Menschen noch ein paar Jahre laufen und sehn, daß sie nichts gewonnen haben, daß sie zu keiner Ordnung im Lande kommen, arm und dürftig einherziehn und ihren ruhigen Heerd mit dem Rücken ansehn müßen, die Hitze verliert sich dann gewiß.

Ein Kaufmann. Sie gewöhnen sich aber immer mehr an dieses mühselige Leben und gefallen sich darinnen.

Der Professor. Bis die Ansprüche der Menschheit an Ruhe und Bequemlichkeit die Schwärmerei vertreiben. Wir leben nicht mehr in den Zeiten, wo jene wandernde Völkerschaften, um Lebensunterhalt zu finden, keine Mühe, keinen Weg, weder Wunden, noch Tod scheuten, um sich Land zu verschaffen, sie kannten weder Bequemlichkeit noch Sitten, noch den eingerichteten häuslichen Wohlstand; hatten nichts zu verlieren, und gewannen viel, wenn sie siegten. Ganz anders ists mit gesitteten Völkern, welche das Süße einer bürgerlichen Verfaßung, das Glück einer häuslichen Einrichtung kennen, und besonders ist ein, an Freude und Luxus gewöhntes Volk, wie die Franken, gewiß nicht fähig, diesen mühseligen Zustand, bei kaltem Nachdenken

ken auszudauern. Denn was man auch von dem Druck, unter welchem dies Volk stand und von seiner Armuth sagen mag, so war doch das Vergnügen, wenn sie es auch nur anschaulich bei ihren Großen fanden, und der Hang zu einem weichlichen Leben, Hauptzug des Nationalgeistes; auf einmal ändert dieser sich nicht so gänzlich, daß er sich nie wieder zurückneigen sollte. Alle Dinge in der Welt sind das im Großen, was sie einzeln sind. Ich habe Leute von beiderlei Geschlecht gekannt, welche auf einmal von der weichlichsten, luxuriösesten Lebensart abließen und Schwärmer wurden, sie entsagten aller Bequemlichkeit, kleideten sich äußerst schlecht und unterwarfen sich freiwillig dem Zustand der Armuth; aber sie waren in wenig Jahren das wieder, was sie ehemals gewesen, ja sie übertrieben dann die Eitelkeit und Weichlichkeit. Ich wette, eben so machen es die Franken, ob es gleich bis jezt noch nicht das Ansehn hat. Nun kom-

kommen die innern Meutereien im Lande noch dazu, sie hören jezt von nichts, als Aufgebot zum Mord ihrer Brüder und zum Widerstand gegen auswärtige Feinde, einmal in Gährung, taumeln sie dieser Stimme nach, aber sie wird ihnen widrig dünken, wenn der Enthusiasmus sinkt und die natürliche Neigung des gesitteten Menschen nach Ordnung und Ruhe erwacht. Kommt nun noch dazu, daß ihnen die Augen über die schlechten und gefährlichen Absichten der meisten ihrer Diktatoren mehr und mehr aufgehen, so schreien sie vielleicht mit eben der Wuth, einstimmig wieder um einen König, als sie Ludwigen und seine Familie verfolgten.

Ein Preußischer Officier. Sehr wahrscheinlich haben Sie recht, Herr Professor, nur wir Deutschen haben uns hiervon keinen Vortheil zu versprechen, vielmehr wird unsre Einmischung die Schwärmerei, die

sie

sie beseelt, unterstützen. Ich hörte heute dem Zank zweier Holzhacker zu, es gieng haarscharf dabey her, sie hoben die Aexte gegen einander auf, und ich befürchtete jeden Augenblick, daß sie sich beschädigen würden; endlich kam ein Dritter und mischte sich in den Streit, schnell kehrten sich beide gegen ihn, vergaßen ihre Händel und boten ihm, vereinigt, Prügel an, er mußte machen, daß er davon kam.

Der Kaufmann. Ich glaube selbst, daß es jetzt bei den Franken eben der Fall ist. Man hätte sie sich allein überlaßen sollen, vielleicht sähn wir das Ende der Verwirrung schon, sie hätten sich selbst madirt, hätten die Aufmerksamkeit mehr auf die schlimmen Absichten von denen Sie vorhin sprachen, gerichtet und es kam mit der königlichen Familie gar nicht so weit.

Ein Fremder. (Der hinzugekommen war) Es war ja auch nicht, um dort Ruhe

zu

zu schaffen, oder dem Hause Bourbon zu helfen, daß Oesterreich einen Bund gegen Frankreich machte; man wollte im Trüben fischen und die ehemals abgerißnen Provinzen wieder haben.

Der Preußische Lieutenant. Und das von rechtswegen, wenn's so wäre, wie Sie sagen, denn sie gehören zum deutschen Reich, und es ist sehr gewöhnlich, daß jedermann über lang oder kurz sein Eigenthum wiederfordert. Aber es war auch ohne dieß die Sache aller Fürsten, die ungebührliche und frevelnde Aufführung der Franken gegen ihre Landesherrschaft zu rächen.

Der Fremde. Mir fällt hier eine komische Anekdote ein, die ich Ihnen mittheilen muß: Ein Räuber stieß jüngst auf einen Reisenden, und forderte seine Börse; da dieser sie ihm nicht geben wollte, zog er ein Pistol hervor und drohte ihn umzubringen. „Du wirst nicht," sagte der Reisende ganz gelas-

gelaßen, und hielt ihm zwei geladne Pisto-
len vor. „Da haben wir's," versetzte
jener — „ein Jakobiner! — Ob wohl ein
„ehrlicher Mann sein Gewerbe treiben kann,
„ohne auf solche Kanaillen zu stoßen; das
„ist die Sache aller Räuber, ich muß sie
„aufbieten, sich gegen sie zu rüsten."

Der Lieutenant. Ihre Anekdote, mein Herr, ist wirklich spashaft, aber sie soll doch wohl keine Beziehung haben?

Der Fremde. Nicht die mindeste.

Der Lieutenant. Sie thun sehr wohl, dies zu gestehn, man möchte Sie sonst selbst für einen Jakobiner halten, und so lange wir hier sind, dürfen diese Herren wenigstens nicht öffentlich auftreten.

Der Major. Ruhig, Herr Lieutenant, wir sind hier auf dem Kaffeehause und jeder spricht, was er will von der Sache. Laßen Sie uns nicht Worte wägen, noch um Mei-

nungen

nungen zanken; wenn auch wirklich Uebelgesinnte hier wären, so ist es das beste, sie auszulachen, ruhiges Blut ist immer das Kennzeichen der guten Sache; auch wir wollen auf diese Art zeigen, daß uns für den strafbaren Absichten gewißer Menschen nicht bange ist und daß man unter der Regierung deutscher Fürsten freier ist, als bei jenen gefährlichen Freiheitsaposteln, die eben dadurch den äußersten Despotismus einführen, daß sie über Worte Verdacht schöpfen und morden, sie beweisen damit, daß ihr System nichts taugt, denn eine Sache, die man der Untersuchung nicht überlaßen will, ist gewiß nichts nütze.

(Der Fremde verlohr sich.)

Der Kaufmann. Fürstenregierung ist und bleibt die beste zum Glück und zum Ruhestand der Völker.

Der Professor. Ich wünschte aber, daß sie aristokratische und demokratische Ein-

Bayerische Staatsbibliothek München

richtungen in sich faßte, wie es z. B. in England ist.

Der Major. Seyn soll und nicht ist; denn auch dort behält die Hofpartei immer recht, und das beweißt, daß derjenige allezeit die Oberhand behauptet, der das meiste anzubieten hat; so war's immer und so wird's bleiben. Indessen wie ich auch die Sache erwäge, so ist unter den meisten Fürstenregierungen der Druck mehr eingebildet als wirklich vorhanden. Tausende leiden vielleicht etwas und auf eine Zeitlang, oder durch die Umstände, unter denen sie sich befinden; aber Tausende gewinnen wieder dabei und das letzte kann jeder hoffen; durch Talent, Verdienst und Glück wurden oft die geringsten Personen von den Fürsten in Wohlstand gesetzt oder erhoben.

Der Professor. Aber gestehn Sie auch, daß alles, was die tausend Leidenden quält, die Sie unter Fürstenregierungen zugeben,

von den Unterregenten herkommt, und daß jeder Redliche herzlich wünschen muß, es möchte eine solche Einrichtung gemacht werden, daß letztere nicht so nach Belieben schalten dürften; dann, Herr Major, könnte man, ohne Ausnahme, behaupten, der glücklichste Zustand eines Volks sey derjenige, unter einem Monarchen zu stehn; es ist und bleibt einmal wahr, daß diese den Wohlstand ihrer Unterthanen gern sehen, und was ihnen dazu nur vorgeschlagen wird, auch willig thun, wir haben ja schon lange, lange, keine Tyrannen mehr.

Der Major. Die Bedrückungen kommen freilich am meisten von denen her, die am Ruder sitzen; aber es wird auch immer, so lange Menschen Menschen sind, so lange sie von Leidenschaften getrieben werden und das eigne Interesse ihre Handlungen vorzüglich bestimmt, ein frommer Wunsch bleiben, daß es ganz unpartheiisch unter den

Verwaltern eines Staats zugehn möchte. Treffen Sie dazu, welche Einrichtungen Sie wollen, sie werden immer das bleiben, was Palliativmittel einem siechen Körper sind, die Krankheit selbst wird dadurch nicht gehoben, weil die Säfte verdorben sind, dies gehört nun einmal zu den unvermeidlichen Uebeln in der Welt und ist also, wie wir wißen, Ursach, daß Tausende leiden, aber noch einmal Tausende gewinnen. Auch hat es darneben noch ein Gutes: ein rechtschafner, gerader Mann in öffentlichen Posten, zeichnet sich desto mehr aus, und solche finden wir überall, durch sie wird denn wieder viel Nutzen gestiftet, gewiß nicht alle sind ungerecht, eigennützig, Ränkevoll.

Ein andrer Offizier. Der Eigennutz fehlt wohl selten.

Der Professor. Er regiert die Welt.

Der

Der Kaufmann. Und wird den Deutschen die Franken besiegen helfen, denn die Heerführer der letzten werden ihre Ohren nicht immer vor dem Klang der deutschen Goldstücke verstopfen.

Ein Offizier. Es könnten einige darunter seyn, die ihm nicht widerstünden, aber wir wollen lieber durch Bravour überwinden.

Der Professor. Ich bin überzeugt, daß es daran nicht fehlt, aber es ist auch natürlich, wenigstens möglich, daß man von Seiten der feindlichen Generals, glimpflichern Vorschlägen Gehör giebt. Die Franken haben ein riesenmäßiges System angenommen, Vaterlandsliebe und das gerechtscheinende, täuschende Geschrei von Freiheit und Gleichheit, soll alle Seelen gegen den Eindruck des Gewinns stählen — optischer Betrug und weiter nichts! Der Mensch bedarf, und zieht seine eigne An-

gelegenheit allemal und natürlicher Weise dem Vortheil des Ganzen vor. Hier kommt nun noch dazu, daß diese Leute fühlen, er sei bei den jetzigen Anstalten nicht wesentlich vorhanden, sei nicht einmal durch ihre Verläugnung und Aufopferung zu erlangen, weil soviel schlechte Menschen dagegen arbeiten, sie selbst müßen der Verfolgung und Verkleinerung von denselben immer gewärtig seyn, denn sind sie sich auch heute der strengsten Pflichterfüllung bewußt und morgen tritt der kleinste widrige Zufall ein, den im Kriege der größte Feldherr nicht immer voraussehen und vermeiden kann, so werden sie zur Verantwortung gezogen; oder ein anderer beneidet sie, will ihre Stelle einnehmen, und mißt ihnen Vergehungen bei, die sie sich nie zu Schulden kommen ließen; wär es diesen Männern nun zu verdenken, wenn sie der Stimme, die so laut in Jedem ruft, Gehör gäben: Sorge für Dein Bestes und Deine Sicherheit.

Der Lieutenant. Wir sind, ich sag' es nochmals, gewohnt, mit den Waffen, und nicht mit Gold zu siegen.

Der Major. Junger Mann, Ihre Ehrbegierde, Ihr Muth ist löblich; wir Preußen, wie überhaupt alle Deutschen haben wohl immer gezeigt, daß wir nicht Pulverscheu sind; ich muß Ihnen aber sagen, daß, wenn ich ein Fürst wäre, und Krieg führte, ich lieber die Feldherrn der feindlichen Armee mit Gold besiegen möchte, als meine Soldaten, so wie die ihrigen, aufzuopfern; es betrift hier das Leben und die gesunden Glieder von Tausenden; alles dies kann nie zu theuer erkauft werden und es ist Großmuth, oder vielmehr Pflicht, auf Wege zu sinnen, wie man ohne Blutvergießen zu seinem Zweck gelangen kann.

Ein andrer Fremder. Nur wär es der französischen Nation nicht zu wünschen, daß der Zweck der deutschen Mächte bis da-

hin erreicht würde, daß erstere wieder unter eine despotische Regierung käme, sonst wäre sie übler daran als jemals, und die Sieger selbst würden nun vollends ihren eignen Unterthanen jedes Menschenrecht absprechen.

Der Major. Wenn die Franken wieder unter die vorige despotische Regierung kommen sollten, so würde ich selbst heute noch den Abschied nehmen, um wenigstens nicht von der Partie zu seyn, die sie noch einmal in das eiserne Joch spannte; aber das würde der Fall nicht seyn. Wenn sie auch wieder unter königliche Gewalt kämen, so würde sie sicher gemäßigt seyn, denn die Medizin, die dem Hause Bourbon gereicht ward, muß auf viele Generazionen wirken. Es ist auch gar nicht zu glauben, daß man dem Volk einen König anders, als unter gemäßigten Bedingungen geben sollte, denn jeder Vergleich enthält Vortheile für beide Par-

Partheien, zumal wenn die Beschwerden des Klägers gerecht waren und er bewiesen hat, daß er Tausend gegen Eins setzen kann, um sich davon zu befreien. Daß Sie besorgen, andre Monarchen würden alsdenn mit ihren Unterthanen desto strenger verfahren, ist eine — ich möchte fast sagen, feindselige Bemerkung, denn ihr zufolge müßten wir die Fürsten, als boshafte Gegner ihrer Völker betrachten, welche eine üble Behandlung nur aus Furcht vor Empörung unterlaßen; so schlimm ists aber nicht, und wenn dies auch wäre, so hat ihnen ja eben das Beispiel eines Volks, welches seine Feßeln Jahrhunderte hindurch küßte, gelehrt, was Menschen vermögen, wenn sich der Gedanke ihrer einmal gänzlich bemächtigt: Dieser Mitmensch behandelt uns wie Maschinen, die nur für ihn im Gange sind, saugt unser Blut und schwelgt von unserm Schweis. Diese Erfahrung also muß durchaus für alle Fürsten

eine Lehre hinterlaßen, so wie die Laternenpfähle für übelgesinnte Räthe, denn die aufgebrachte Menschheit rächt sich schrecklich, und die Strafe wird, wo Leidenschaft wüthet, nie dem Vergehn angemessen.

Der Professor. Wahr ists, daß die Empörung der Franken ein weit stärker wirkendes Beispiel ist, als wenn sie sich bei einem andern Volk zugetragen hätte, denn die Liebe und Ehrfurcht zu ihren Königen war ungemein groß, und schien unerschütterlich. Der Herr Major sagten vorhin, daß sie ihre Feßeln geküßt hätten, und das ist wahr; sie waren stolz darauf, denn in der Meinung eines Franken standen alle andre Monarchen weit hinter ihrem Könige — das Air und der Ton, mit dem ein Franzos sagte: vn Roi de France, war ordentlich lächerlich — sie brüsteten sich auf den Glanz dieses Abgottes, den ihm der abgedrückte letzte Heller seiner Unterthanen gab, und

prahl-

prahlten mit der Pracht seiner Günstlinge und Maitreßen; einst gieng es so weit, daß die Damen, der Favorite Ludwigs des 14ten zu Ehren, einen Halsschmuck trugen, welchen sie Esclavage nannten, eben als wär die Sclaverei ein Ehrenzeichen, und noch neuerlich trugen Vornehme und Geringe eine Farbe, die wie der Unrath des nemlichen Prinzen aussah und genannt ward, der jetzt nicht beßer, als der gemeinste Knabe geachtet und im Gefängniß erzogen wird. Nach diesem allen ist die gänzliche Empörung Frankreichs, die Wuth und Herabwürdigung, mit der sie gegen die königliche Familie zu Werke giengen, eine Erscheinung, an deren Möglichkeit vor zwanzig Jahren noch kein Mensch glauben konnte; was ließe sich nun nicht von andern beleidigten Völkern erwarten, welche ihre Landesherrschaft, nicht eben wie diese, als eine Götterfamilie ansehn und fürchten?

Der

Der Major. Ihre Bemerkungen über den Abfall vom höchsten Grad der Unterwürfigkeit der Franken, zum höchsten Grad der Mißhandlungen ihres Königs und seiner Familie, sind richtig; doch eben dieser äußerste Grad in beiden ist auch nur von einer Nation, wie diese, zu erwarten, die nichts auf eine gemäßigte Art thut, darum ist aber auch auf keine Dauer ihrer Meinungen zu rechnen. Dies, in vieler Betrachtung, ehrwürdige Volk, ist wirklich zu beklagen, denn eine glückliche Verfaßung ihres Staats ist noch lange nicht abzusehn, der Parteigeist, der unter ihren Staatsschöpfern herrscht, macht mit ihnen, was er will, und führt sie immer irre, sie laßen sich geschwind einnehmen, ohne zu erwägen, welche Absichten jene haben könnten, leiden heldenmäßig in ihrer Meinung für die gute Sache und sehen nicht, daß sie ärgre Sklaven sind, wie vorher. Laßen Sie uns heut Frieden mit ihnen machen, so seh ich

immer nur zwei Wege zu ihrer künftigen Ruhe: entweder sie wählen wieder einen König, oder sie theilen sich in kleine Provinzen, und dann ists möglich, daß einige sich als Freistaat erhalten, andre aber freie Leute für die Nachbarn werden.

Es ward endlich Zeit sich nach Hause zu verfügen; die Gesellschaft gieng daher auseinander. Josephe hätte gewünscht, noch lange zuhören zu können, denn sie wollte, wie schon bemerkt worden, von Leuten, die es verstunden, unterrichtet seyn, welche von den Kriegführenden Parteien recht hätte, um bei Gelegenheit altklug thun zu können; aber es schien ihr doch noch unentschieden, denn die Meinungen, die sie hier gehört hatte, waren zu sehr getheilt. Freilich hatte sie Manches überhört, sonst hätte sie lernen müßen, daß man Kriege führt, wie man ein Hazardspiel spielt, ohne genau

nau zu erwägen, ob Nachtheil oder Vortheil daher erwächst, sondern dies blos vom Glück erwartet; sie hätte lernen können, daß Menschen indem sie ihren Zustand verbessern wollen, ihn oft verschlimmern; daß überhaupt Aufruhr und Krieg, so wie alles in der Welt, von mehrern Seiten betrachtet werden kann; daß man den glücklichen oder unglücklichen Ausgang nie im voraus zu bestimmen vermag: und daß endlich jeder, welchen eine gesetzte Vernunft leitet, unparteiisch darüber urtheilt, ohne sich für eine Partei mit gänzlicher Verunglimpfung der andern, zu erklären. Zu solchen Bemerkungen aber hatte Josephe jetzt nicht Zeit, es gab mehr zu beobachten, sie ließ die Mannspersonen Einen nach dem andern die Musterung passiren, um zu sehn, ob einer davon ihrem Freienstein gliche, oder gar noch hübscher wäre; das letzte fand sie zwar nicht, aber bei manchem feinen Knaben dachte sie doch das erste behaupten zu kön-

nen und hielts für möglich, bei Einem von ihnen Trost zu finden, wenn ihr ihr jetziger Geliebter untreu werden sollte. Von diesem Tage an fand sie sich immer mit ihm an öffentlichen Orten, nahm an Geist und Weltkenntniß zu, und sprach so munter, so weise und witzig, daß man dem jungen Burschen gern zuhörte und ihn bewunderte. Man war so höflich sein glattes Kinn, seine zärtliche Stimme, und zuweilen ein wenig Schüchternheit auf Rechnung der zarten Jugend zu schreiben, und wollte nicht ahnden, daß der jüngste Herr von Freienstein etwas anders, als der Bruder des Fähndrichs Freienstein wäre.

Die Zerstreuungen, welche beiden ausnehmend gefielen, hatten ihnen nicht Zeit gelaßen, den wichtigen Punkt ihrer Liebe einzig und beständig vor Augen zu haben; Amor mußte mit lakonischen Versicherungen, daß man sich herzlich gut sey, daß

Einem

Einem Zeit und Weile, ohne das andre lang würde, daß kein Vergnügen schmackhaft sey, als was sie gemeinschaftlich genößen, vorwillen nehmen, und Freienstein durfte nichts rauben, auf nichts von Josephens Seite rechnen, als auf herzliche warme und derb aufgedrückte Küße. Sie erlaubte ihm nicht einmal, wenn er sie spät nach Hause brachte, sie bis in ihr Zimmer zu begleiten, folglich waren die beiden Punkte, Arm in Arm auf dem Sopha zu sitzen und seinen Kopf auf ihre Brust zu lehnen, kaum ein einzigesmal und auch dies nur auf zwei Minuten erfüllt worden, denn Josephe, welche, als sie so da saßen, sehr fürchtete, überzeugt zu werden, stand unter dem Vorwand einer jählingen Unpäßlichkeit auf und bat ihren lieben Jungen, sie allein zu laßen, weil sie sich zu Bett begeben wollte; dieser dachte, immer wird doch deine Unpäßlichkeit drein kommen und nahm gute Nacht.

Da Freienstein ihr jedes Vergnügen verschaffen wollte, so besorgte er ihr zu dem Ball, welcher für die ganze artige Welt in Frankfurt angestellt war, eine Masque, und begab sich mit ihr dahin. Er konnte dies um so sichrer thun, weil sie ebenfalls als Mannsperson erschien, folglich keine Anfechtung von diesem Geschlecht zu befürchten hatte. Sie spielte auch ihre Rolle so gut, daß Niemand den geringsten Argwohn hatte, es stecke hinter dem liebenswürdigen Jüngling ein schönes Mädchen, hingegen lies sich Manche ihrer artigen Mitschwestern von den Schmeicheleien, die Josephe ihnen auf die galanteste Art zu machen wußte, bereden, sie habe den holden Jungen erobert, und wünschte nun eine Intrigue mit ihm anzuspinnen. Eben war die Falsche im Begrif, sich bei einem lieben jungen Mädchen zum Rendezvous auf den folgenden Tag zu versprechen, als das Vergnügen des Balls durch die Nachricht un-

terbrochen ward, die Franken wären im Anzuge. Das Holterpolter, womit alles, was vom Militär war, auf und davon eilte, das Gewirre, welches auch andere ergrif, das Gefrage, was es gäbe und der Drang der Menge, war anfangs neu und belustigend für Josephen; doch da sie sich eine Weile mit durchgedrängt hatte, bemerkte sie, daß Freienstein nicht bey ihr sey, sie suchte ihn ängstlich, fand ihn endlich und eilte, sich an ihn anzuschließen. „Ich habe Dich allenthalben gesucht," sagte er im schnellen Ton, „geschwind komm, daß ich Dich nach Hause bringe, nicht eine Minute hab ich Zeit." Josephe mußte, so bald sie nur ins Freie waren, laufen was sie konnte. „Wo gehts denn hin?" fragte sie. — „Vor den Feind," antwortete Freienstein, „lauf nur, daß ich Dich erst in Sicherheit habe." — „Ach mein Freienstein," schrie sie, „mein lieber Junge, wenn sie Dich nur nicht todt schießen." — „Mach mir's Herz nicht

weich

weich — da, Dein Haus, leb wohl, 's wird so arg nicht werden," und so flog er fort, Josephe aber verschloß sich in ihr Kämmerlein und weinte. Doch auch nicht einmal ruhig weinen konnte sie, denn das Gelaufe auf den Straßen, das verworrne Geschrei dauerte die ganze Nacht und zog sie immer unter Furcht und Zittern ans Fenster; allemal dachte sie, der Lärm gälte ihr, man werde ins Haus brechen und sie tödten, sie hielt die Lärmenden für Franken und sah sich schon als ihre Beute an. — In dieser Angst wünschte sie sich hundertmal in ihr einsames Kämmerchen nach W. zurück. Sie hörte schießen, dachte jeder Schuß träfe ihren Freienstein und wäre lieber zum Fenster hinaus geflogen, um seine Wunden zu verbinden, oder mit ihm zu sterben.

Dieser zugedachte Ueberfall, gab einen glänzenden Beweis von der schönen Kriegs-

ordnung, der Schnelligkeit und Wachsamkeit der preußischen Truppen und ihrer Anführer. Sieg ist immer rühmlich, wenn der Sieger den Feind, nach vorhergenommenen Maasregeln und bedächtigen Anstalten angreift; noch rühmlicher ists, wenn er, in seinem Lager unvermuthet überfallen, doch schnell zu Widerstand fertig ist und ihn leistet; aber am allerrühmlichsten ist es, im Taumel, in der Zerstreuung eines Freudenfests, zu hören: der Feind naht, und doch mit Gegenwart des Geistes pfeil schnell ihm entgegen zu fliegen und ihn zurückzuschlagen. —

Josephe schlief, ohnerachtet der vielfachen Angst, die sie ausstand, auf das Sopha gelehnt, ein, und erwachte ziemlich spät am Morgen. Sie klingelte der Aufwärterin, diese brachte das Frühstück und zugleich die Nachricht: daß die Preussen gesiegt und schon Gefangne eingebracht hätten. „Sieg! Sieg!

Sieg!“ schrie Josephe, ohne zu wissen, was sie eigentlich dabey gewönne, aber schnell fiel ihr ein: Freienstein kann doch dabey umgekommen seyn — „Ob denn auch Preussen geblieben sind?“ fragte sie das Mädchen. „Wenig, oder gar keine,“ versetzte diese, — „nun daß nicht etwas dabey fallen sollte! — aber Franzosen sind viel geblieben und bleßirt und gefangen.“ Unter den Wenigen und dem Etwas, welches gefallen war, konnte sich doch immer Freienstein befinden, also schmeckte Josephen das Frühstück nicht, und fast der ganze Tag gieng ihr traurig hin.

Dieser schaudervollen Nacht und diesem bangen Tage, folgte ein Abend — aber welch ein Abend! der vergnügteste und merkwürdigste von Josephens Leben!

Ohngefähr um 4 Uhr des Nachmittags, erschien Freienstein mit dem schnellen und zuverläßigen Schritt eines Siegers, er gab

sich einen Anstand, als wenn er die Franken allein zurückgeschlagen hätte. Josephe war ihm entgegen geflogen, er schien ihr noch einmal so werth, sie umschlang ihn und wünschte ihm unter Freudenthränen Glück. Wonnevoll drückte er sie an sein Herz indem er sagte: „Mädchen auf solch eine Nacht und einen solchen Tag, muß der Minnesold doppelt süß seyn.“ — „Minnesold?“ sagte Josephe, „was ist das?“ — „Josephgen, ich muß Dir Bücher geben, doch Du hast, wie Du sprachst, Romane gelesen und kennst dies Wort noch nicht?“ — „Ah, jetzt weiß ichs! schweig Lieber, denk an so was nicht!“

Freienstein. Gut, gut auf den Abend hiervon, jetzt ist von etwas anderm die Rede. — Du thust mir den Gefallen, zu Hause zu bleiben, ich bringe Dir einen Gast.

Josephe. (erschrocken) Etwa meinen Vater?

Freienstein. Nicht doch, einen franzö-
sischen Offizier, der mit gefangen ist und
den ich auf der Eskorte kennen lernte — ein
treflicher Mann! nicht viel älter als ich und
schon Kapitain, Du wirst Dich freuen ihn
kennen zu lernen.

Josephe. Schön, schön! so bekomm
ich doch auch einen französischen Offizier zu
sehen.

Freienstein. Ich habe die Erlaubniß
ihn diesen Abend bey mir zu bewirthen, aber
weil ich Dich gern an jedem Vergnügen Theil
nehmen lasse, will ich ihn hieher bringen.

Josephe. Ich danke Dir tausendmal;
aber ich versteh ihn ja nicht.

Freienstein. Er spricht recht gut deutsch
— jetzt will ich gehen, das Abendessen zu
bestellen und den Wein herzuschicken, in an-
derthalb Stunden höchstens, bin ich mit

dem Kapitain hier. Zieh Dich indessen an, Du bist mein Bruder, verstehst Du mich?

Unter Tanzen und Singen machte Josephe ihre Toilette als Mannsperson, räumte auf, übernahm den Wein, als er gebracht wurde und legte sich dann ins Fenster, ungeduldig auf ihren Besuch wartend. Sie kamen endlich, Josephe lief ihnen die halbe Treppe hinunter entgegen, und so gut sie ihre Rolle auch studirt hatte, hätte sie doch beinah einen recht zierlichen Knix gemacht, so sehr hatte sie die neue Scene zerstreut — ah sie wußte nicht, was während derselben auf sie wartete —

Kapitain Le Roi betrachtete sie mit forschendem Blick und lies sich bey der Vorstellung des jüngern Bruder von dem Fähndrich Freienstein nicht täuschen. Nach Art der Franzosen, war er den Augenblick mit ihr bekannt, sie aber fand ihn allerliebst und hatte nicht unrecht, denn sie sah einen

schö-

schönen jungen Mann, mit ein paar feuervollen, schwarzen Augen vor sich, der vollkommen zu leben wußte.

Das Gespräch begann, als sie sich gesetzt hatten, wie immer beim Anfang der Unterhaltung ernsthaft. „Von der National-Garde sind Sie also?„ sagte Freienstein.

Le Roi. Ich habe die Ehre, eine Kompagnie bey derselben zu besitzen.

Freienstein. Aber sagen Sie mir, warum es National-Garde heißt, eine Garde ist doch immer nur zur Bedeckung des Königs und gehört zu seiner Würde?

Le Roi. Jetzt ist sie zur Bedeckung der Nation und diese hat mehr Würde als der König, denn sie macht ein großes Volk aus, war eher als der König und er erhielt seine Würde von ihr.

Freienstein. Aber daß sie zur Bedekkung der Nation sey, kann man wenigstens

jetzt nicht vorzüglich von ihr sagen, sie hilft selbige gegen ihre Feinde vertheidigen, das thun aber die Linientruppen auch.

Le Roi. Das ist wahr, indessen bezeichnet der Titel, National- Garde, doch einen vorzüglichen Rang.

Freienstein. Ich glaubte es gälte kein Rang mehr bey Ihnen, als der, den das Verdienst giebt?

Le Roi. Wir haben auch vorzügliches Verdienst um die Nation und haben manches verhütet. Wär's der National- Garde immer nachgegangen, so würden viele blutige Auftritte in Paris unterblieben, Ruhe und Ordnung bald wieder hergestellt worden seyn, und sogar den König hätten wir geschützt.

Freienstein. Aber sagen Sie mir, Herr Kapitain, wie war's möglich, daß unter einer so zivilisirten Nation, wie die

Ihrige,

Ihrige, doch so gräuliche Auftritte vorfallen konnten?

Le Roi. Das war sehr wohl möglich. Sie müssen den Menschen hier als Menschen nehmen; wo Leidenschaft wüthet, flieht Politur und Aufklärung. Eine so wichtige Staatsumwälzung kann nicht ohne Unruhen und starke Erschütterungen abgehn, denn der große Haufe spricht mit, und es fehlt dann nie an Uebelgesinnten, die ihn aufbringen.

Freienstein. Das letzte ist wohl am meisten Schuld; denn es sind Massakern vorgefallen, die nicht das Volk in blinder Wuth verübte, sondern die auf Befehl des National-Konvents vollstreckt wurden.

Le Roi. Einiger Mitglieder desselben —

Freienstein. Wer hätte beim Anfange Ihrer Unruhen geglaubt, daß die Sache so weit gehn sollte?

Le Roi. Auch war dies nicht die Absicht; hätte der Hof und die Geistlichkeit

nicht

nicht so viele Kabalen und Treulosigkeiten verübt, so wäre es blos bei Einschränkung der königlichen Gewalt geblieben und Ludwig hätte jetzt die Ehre, der geliebte König eines freien Volks zu seyn. Die Absichten bey dergleichen Vorfällen sind anfangs nie das, was sie durch Widerstand werden. Der König und der Adel bereiteten sich ihr Unglück selbst, weil sie das, was geschehen konnte, nicht für möglich hielten, da sie doch hätten bedenken sollen, daß eine beherzte Nation, die nun einmal das Haupt erhoben hatte, leicht alles wagen würde, um nicht für unfähig zu gelten, jemals ihre Rechte zu behaupten; sie wollte dies einmal, und wurde aufgebrachter, da sie List und jeden Beweis eines bösen Willens sahe. Ich habe die Geschichte Ihres Luthers gelesen; was war anfangs seine ganze Empörung? Nichts als Verdruß, daß sein Kloster keinen Genuß von Tezels Ablaß hatte; nun fieng er an über die Geldschneiderei des

Pabsts

Pabsts zu schreien, man wollte ihm Stillschweigen auflegen, er ward aufgebrachter und bekam eine Partei, denn er hatte Recht — jetzt gieng es immer weiter und weiter und durch diesen kleinen Anfang ward eine neue Religion gestiftet, sie wurde angefochten, ein langer Krieg darüber geführt, hat sich aber erhalten und befestigt und ist jetzt die herrschende Religion vieler Völker.

Freienstein. Und so meynen Sie, wird endlich ihre Republik auch zu Stande kommen, nur erlauben Sie, daß ich doch einen Unterschied zwischen Ihrer und Luthers Sache bemerke: Hier waren die Parteien einig — denn die Verschiedenheit in einzelnen Meinungen, bewafnete sie wenigstens nicht gegen einander; aber bey Ihnen ist Faktion, Gegenrevolution und wüthender Partheigeist. Die Jakobiner lassen es auch nie zu Ruh und Ordnung kommen und so ist doch wohl das Ende, daß die Nation, des trau-

rigen

rigen Zustands müde, wieder ein Oberhaupt verlangt.

Le Roi. Just, wenn die Jakobiner unterdrückt werden, geschieht dies.

Freienstein. Vielleicht verrathen diese die Nation einst selbst, oder bringen sie unter eine ärgere Tiranney, als sie jemals war, denn schon betragen sie sich, wie die schlimsten Despoten.

Josephe. Herr Hauptmann, sagen Sie doch, daß Sie kein Jakobiner sind, damit ich Ihnen recht herzlich gut seyn kann.

Le Roi. Ich bin es nicht, mein schöner, junger Herr, seyn Sie mir also immer gut. Ich diene der französischen Nation, bin treuer Patriot und wollte mein Blut gern daran setzen, um meinem Vaterlande Ruh und Wohlstand zu verschaffen.

Freienstein. Lassen Sie uns auf baldigen Frieden trinken —

Le Roi. Recht gern! Der Himmel gebe ihn.

Freienstein. Und nun auf baldige Uebergabe von Mainz! — —

Le Roi. Als einen Artikel des Friedensschlußes thu ich Bescheid. —

Josephe. Ich auch, denn auf diese Art verlöhr dabey kein Mensch das Leben.

Le Roi. Ei, das ist ja so mitleidig gesprochen, als käms aus dem Mund einer Dame. Schade, daß Sie dies nicht sind; diese zarte Bildung, dieser feine Wuchs, diese niedlichen Hände schicken sich gar nicht für eine Mannsperson.

Josephe erröthete und Freienstein, der schon ein Dutzend Gläser Champagner zu sich genommen hatte, lachte überlaut. Der Wein macht offenherzig, er gestand seinem Gast, daß der verstellte Bruder ein Mädchen sey, und bat Josephen sich umzukleiden. Nun es einmal heraus war, that sie das

auch

auch recht gern, damit Le Roi sehen möchte, daß sie, als Mädchen so reizend sey, wie als Mannsperson. Sie schlupfte ins Kabinet und kam in einem leichten Anzuge, die Haare nachläßig zerstreut, wieder. Le Roi fand sie bezaubernd, war aber so klug, ihr dies bey weitem nicht, im Ton eines Verliebten zu sagen. Man fuhr fort zu trinken, Freienstein hatte seine Ursachen, auch Josephen dazu zu nöthigen. Seinem Plan zu folge wollte er den Kapitain, nach dem Abendessen nach Hause begleiten dann wieder kommen — und doch machte er Anstalten, die Erinnerung an diesen Plan zu ertränken. Auch Josephen schmekte der Champagner; indem sie den beiden Herren, die sie zu ihrer Hebe ernannten, eingoß, liess sie sich fast nie umsonst mahnen, mit zu trinken. Das Abendessen ward aufgetragen, Freienstein gab dabey alten Rheinwein und Josephe kostete ihn auch; zum Nachtisch schlug er Bourgogner vor. Er

trank,

trank, um dem Kapitain Muth zu machen, in diesen verschiednen Weinen ihm so fleißig vor, daß er am Ende der Mahlzeit nichts weiter wußte, als daß die Liebesgötter immer im Gefolge des Vater Bachus sind und jetzt ihm winkten, Josephen zu überzeugen. Ohne auf den Kapitain Rücksicht zu nehmen, fiel er ihr um den Hals, und das volle Herz strömte von seinen Wünschen über. Le Roi hatte entweder nicht so viel getrunken, oder er konnte mehr vertragen, denn er war sich völlig bewußt, er machte den Gefälligen, warf sich auf einen Stuhl, wo er so fest einzuschlafen schien, daß er schnarchte. Josephe war nun des Zwanges los, die Zärtlichkeit, welche ihr der Wein eingeflößt hatte, behielt die Oberhand, sie lies sich ins Schlafkabinet tragen, Freienstein überzeugte sie und entschlief wirklich. Eine halbe Stunde hatte Le Roi schon den Schlafenden gemacht nur seit sie im Kabinet waren, nun glaubte er höflich genug gewesen

zu seyn und stand auf. Josephe hörte das Geräusch und entwand sich ihrem Geliebten, um nicht überfallen zu werden. Le Roi stellte sich, als ob er nichts merkte, die Unterhaltung war einsilbig, sie stand vor ihm und wartete, daß er Abschied nehmen sollte, er wartete, ob Freienstein nicht heraus kommen würde. „Wo ist Herr von Freienstein?“ fragte er. Da dieser nicht erschien, versetzte Josephe etwas kleinlaut, „er ist eingeschlafen, mir deucht, er hat ein Glas zu viel getrunken.“ — „So lassen Sie ihn schlafen,“ sagte Le Roi und zog sie mit französischer Freiheit auf den Sopha, „wir wollen uns hier zusammensetzen, bis er aufwacht, aber Sie erlauben, daß ich noch ein Glas Wein trinke —“ er hob leise das Tischgen mit den Flaschen und Gläsern näher hin, — „ich rekommandire Ihnen auch noch ein Glas Champagner, er stärkt —“ Josephe war durstig, sie trank, ohne an die

Be-

Beziehung zu denken, welche die Worte: er stärkt, hatten.

Le Roi. Wie süß Freienstein schlafen mag, der Glückliche! — (er ergrif ihre Hand, küßte und streichelte sie; sie machte eine Wendung und dadurch ein kleines Geräusch) — St! wecken Sie ihn doch nicht auf — (er umfaßte sie.)

Josephe. Herr Kapitain —

Le Roi. Quoi donc ma Déesse? — Denken Sie einmal, ich sei Freienstein, wenigstens kenn ich Ihren Werth so gut wie er und liebe Sie eben so sehr. (er küßt sie)

Josephe. (sich schwach wehrend) Aber Sie sind doch nicht Er —

Le Roi. Qu'-est-ce qu' à faire? Glauben Sie, daß kein andrer Ihnen sagen dürfe, daß Sie schön sind, und soll man neben Ihnen verschmachten, weil Er Sie zuerst sah — allons buvons, um munter

zu bleiben, bis Er aufwacht“ — Sie lies sich verleiten. — Le Roi ward zärtlicher, sie schwächer, er dringend, sie kraftlos und Freienstein bekam Hörner. — Josephe erwachte, wie aus einem schrecklichen Traum, fuhr auf — und rief ziemlich laut: „böser garstiger Mann.“ — Le Roi stand auf, ergrif ihre Hände — „taisons la chose, mon enfant, ce n’ est rien.“ — Josephe verstand nicht, was er sprach, riß sich los und sagte laut: „Laßen Sie mich gehen, laßen Sie mich allein.“ — „Sie thun besser, zu schweigen,“ sagte Le Roi, „bedenken Sie, daß Sie nicht vorher geschrien haben; dies ist kein Vorwurf, schönes Kind, aber nun sind Sie mitschuldig. Es ist nichts, gar nichts, wenn es Freienstein nicht weiß.“ Josephe überlegte, daß Le Roi in dem ersten Theil deßen, was er eben gesagt, recht hatte, und beruhigte sich; bat ihn aber zu gehen, welches der Kapitain auch that, der, da er schon in Frankfurt bekannt war, recht

gut

gut dahin fand, wo er hin gehörte und sich innig freute, dem Feinde Abbruch gethan zu haben.

Freienstein schlief ruhig und fest bis an den Morgen. Indessen hatte sich Josephe auf den Sopha gelehnt, mit Reue gequält, sich selbst aufs schärfste verurtheilt und demnach einen Entschluß gefaßt. Da es heller Tag war, weckte sie den Fähndrich, dieser erschrak, fürchtete was verschlafen zu haben, kämmte die Haare hurtig ein paarmal durch, steckte den Degen an, gab Josephen einen derben Kuß und gieng. Während der halben Minute, in der er die Toilette machte, hatte er Josephen gesagt, daß sie ihm jetzt lieber sei, als jemals und daß er ihr dies durch die vollkommenste Treue beweisen wollte. Sie schwieg dazu und dachte, das verdien ich nicht. So bald sie allein war, schickte sie die Aufwärterin nach einem Handelsjuden und setzte sich, um an Freienstein zu schreiben. Hier ist der Brief:

„Ich kann nicht länger bey Dir bleiben,
„guter Freienstein, nicht, daß ich auf Dich
„zürnte, oder Dich nicht mehr liebte, aber
„ich kann nicht länger bleiben. Du sollst
„Nachricht von mir erhalten und die Zu-
„kunft wird Dich lehren, daß Josephe Dei-
„nem Zorn zwar ausweichen wollte, aber
„darum Deine Verachtung nicht verdient.
„Verlange keine Erklärung dieser Worte,
„habe Dank für Deine Liebe und Freigebig-
„keit und schenk mir Dein Andenken.“

Josephe.

Der bestellte Jude kam. Josephe ver-
kaufte ihm ihre sämmtlichen weiblichen Sa-
chen nebst einem Mannsanzuge, steckte et-
was Wäsche ein, legte den Brief versiegelt
auf den Tisch und gieng fort. — Aus blo-
ser Grille, oder um von ihrem Liebhaber ge-
sucht zu werden, entfernte sie sich nicht.
Josephe war ein verliebtes, aber kein ver-
buhltes Mädchen, sie hatte Gefühl für die
Tugend, wußte, daß die Unbesonnenheit

mit

mit welcher ein weibliches Geschöpf sich aus den Armen eines Liebhabers in die Arme des andern wirft, Leichtsinn und Frechheit ist, und hatte eine solche Aufführung immer verabscheut. Ehemals konnte sie sich nicht entschließen, ihrem Freund und Geliebten so gefällig zu seyn, als er wünschte, und nun war sie dies nicht nur eingegangen, sondern hatte sich auch von dem Kapitain besiegen laßen. Das macht der verdammte Wein, dachte sie, nie will ich in Zukunft welchen trinken! Freienstein ist mein Freund, mein Wohlthäter, ich hab ihn hintergangen und kann seinen Anblick nicht länger ertragen — und wenn ich Le Roi wieder säh', wenn es gar heraus käme — nein! ich muß fort. Das war also der Entschluß, den sie in der Nacht auf dem Sopha faßte und am Morgen ausführte.

Jetzt wußte sie zwar nicht eigentlich, wo sie hin sollte, hatte aber beschloßen, sich in

der Vorstadt irgendwo etliche Tage aufzuhalten, bis ihr ein Weg einfiele, und hielt sich unter männlicher Kleidung vor fernern Unannehmlichkeiten, von der erst erfahrnen Art sicher. Sie gieng in die erste beste Kneipe in der Vorstadt und bat um ein kleines Stübchen, denn ihre Baarschaft war klein und lehrte sie wirthschaften. Indeß sie in der Wirthsstube wartete, daß das Stübchen durchgeheizt würde, machte sie eine Bekanntschaft, durch die ihr Schicksal, wenigstens auf einige Zeit, bestimmt ward. Die Thür gieng auf, ein Fahnjunker des Regiments K. welches einige Meilen von Frankfurth stand, trat herein, und Josephen fiel es augenblicklich ein, daß sie Fahnjunker werden könnte. Der fernere Plan ihrer Laufbahn, war wie ein Blitz gemacht; Exerziren will ich wohl lernen, dachte sie, und wenns zu Felde geht, laß ich mich krank melden, unterdessen findet sich wohl die Gräfin G. wieder, ich seh dann, daß ich als untaug-

tauglich meinen Abschied bekomme, kleide mich wieder als Frauenzimmer und Niemand erfährt, wo ich bisher gewesen bin.

Die Bekanntschaft zwischen ihr und dem Junker war bald gemacht, er fragte nach ihrem Namen und sie nannte sich von Seym, denn ihr war ein junger Edelmann in Sachsen eingefallen, welcher mit ihr in gleichen Jahren, aber gestorben war, sie glaubte also, seinen Namen beerben zu können. Der Fahnjunker wollte nun weiter wissen, was sie in Frankfurt zu thun habe und sie erklärte ihm, daß sie geneigt sei, das zu werden, was er wäre. Flugs war jener bey der Hand, sie mit zu seinem Regiment zu nehmen und dem Chef desselben vorzustellen. Gesagt, gethan: die jungen Herren speißten mit einander, marschirten dann zur Garnison des K... Regiments und der schöne Herr von Seym ward engagirt. Der Chef der Kompagnie, bey welche der neue Junker kam,

war äußerst besorgt für ihn, und übergab ihn einem Unteroffizier, der ihn exerziren lernen und in sein Quartier nehmen mußte. Der Unteroffizier übernahm es sehr gern und war äußerst gefällig, er wollte durchaus, der Junker sollte bey ihm in der Stube schlafen, aber dieser bestand darauf, die Kammer einzunehmen, schloß sich des Abends ein und öfnete des Morgens nicht eher, bis er angezogen war, so sehr sich der Korporal auch darüber aufhielt. Dieser fühlte eine besondere Zuneigung zu dem schönen Fahnjunker und ihr zufolge gab er sich auf eine liebreiche Art Mühe, ihm das Exerziren zu lernen, welches Seym mit einer Leichtigkeit faßte, die den Korporal verwunderte. Dieser gütige Lehrmeister überhob ihn übrigens aller Dienstgeschäfte, die er ihm abnehmen konnte, er visitirte den Kanton des Junkers mit und wollte dafür nicht einmal Dank annehmen, schmeichelte vielmehr seinem schönen Kammeraden so

sehr

sehr, daß dieser auf den Argwohn kam, der Mann wiße, wer er eigentlich wäre. Aber auf der ersten Wache öfnete ein Pursche von der Kompagnie, unserer Heldin die Augen: „Herr Junker,“ sagte er, „nehmen Sie sich vor dem Korporal Schwarz in Acht, 's wär Schade um Sie.“ Da haben wir's, dachte Josephe, sie wißen's alle und konnte vor Schreck kaum antworten. Aber sogleich besann sie sich, daß ein verblüftes Betragen immer verrätherisch ist und sagte ganz ruhig scheinend: „was kann mir Schwarz thun?“ — „Nu, nu!“ versetzte der Pursche, „Sie werdens wohl sehn worauf er ausgeht, aber ich will weiter nichts gesagt haben.“ Ihr ward Angst, sie bat um mehrere Erklärung und erhielt sie. Einigermaßen war ihr das, was sie erfuhr lieb, weil sie sah, daß doch wenigstens ihr Geheimniß nicht verrathen war, aber es befiel sie ein solcher Anfall von Abscheu gegen den unnatürlichen Wollüstling, zugleich sah

sie

sie die Gefahr, als Mädchen erkannt zu werden so nah, daß sie ausrief: „Ich setze keinen Fuß mehr über seine Schwelle.“ Doch versprach sie dem Purschen zu schweigen.

Sobald des andern Tages die Wache abgelößt war, gieng sie, sich nach einem Quartier umzusehn, und da sie es gefunden hatte, eilte sie zum Hauptmann, und bat um die Erlaubniß, sich selbst einmiethen zu dürfen. Der Hauptmann sah sie bedächtig an, und nach einer Weile sagte er: thun Sie's, ich habe gewiße Dinge nicht bedacht. Nun hatte Josephe kaum Zeit zum Essen, so nöthig schien es ihr sogleich umzuquartiren, und den Purschen, welcher sie gewarnt hatte aufzusuchen, um ihn zu einer Art Bedienten anzunehmen. So weit also war sie ruhiger, daß sie in den Stunden des An- und Ausziehens allein seyn konnte, und vor dem Korporal Schwarz in Sicherheit war, hingegen erfuhr sie jetzt,

daß

daß Verdruß Rache, Rache Chikane gebiert, und daß hierzu der Korporal seine Gelegenheit so gut findet, als — andre Leute in Aemtern. Schwarz hatte alle Augenblicke etwas an ihr zu tadeln, verkleinerte sie beim Feldwebel und reizte diesen, ihr den Dienst so schwer zu machen, daß die arme Josephe, welche ohnehin, seit ihrer Abreise aus Frankfurt, sehr kränklich war, endlich zu Bette bleiben mußte; aber nun nahm sie sich auch vor, sich kränker zu stellen, als sie wirklich war, und lange krank zu bleiben, damit man sie verschonen möchte. Dies gefährliche Vornehmen hätte die gute Josephe beinahe verrathen und ihr ohne Zweifel nicht geringe Beschämung, Examen, Untersuchung, vielleicht auch Strafe zugezogen, hätte ihr auch noch auf andre Art schaden können. Der Feldscheer, welchem ihre Unpäßlichkeit gemeldet werden mußte, machte, weil sie über nichts, als Magendrücken und Kopfweh klagte, wenig aus

dieser

dieser Krankheit, gab ihr eine Portion Salz und verordnete brav viel warme Habergrütze nachzutrinken, auch sich sonst etliche Tage diät zu halten, weil es schiene, daß der Magen verdorben wär. Sie glaubte, da sie öftre Uebelkeiten empfand, daß er recht hätte, nahm aber zum Glück nur die Hälfte des Salzes und transportirte das übrige zum Fenster hinaus, um den Feldscheer nicht dahinter kommen zu lassen, daß sie nicht alles gebraucht hätte. Dies that sie keinesweges aus Vorsicht, denn sie hatte nicht die geringste Ahndung von irgend einem besondern Umstande der das Kopfweh, das Uebelseyn und Magendrücken verursachen könnte, es war blos die allen Frauenzimmern eigne Geschäftigkeit, die ihnen vorgeschriebne Medizin überseit zu bringen, damit sie doch ja den Arzt sogar hintergehn mögen, die sie verleitete das Salz zur Hälfte wegzuwerfen, aber diesmal gereichte der Betrug zu ihrem Besten. Denn schon

die

die Portion, die sie genommen hatte würkte so stark, daß sie eine Art von Krämpfungen bekam, welche sie in der That krank machten. Der Feldscheer, dem sie, da er sie besuchte, nicht eigentlich sagen konnte, oder auch nicht sagen wollte, was ihr fehlte, rieth auf etwas anders, und wollte, da sie es läugnete, Untersuchungen anstellen, denn, sagte er, Ihr Uebelseyn und Ihre blaße Farbe muß doch eine Ursache haben, gewiß steckt so etwas dahinter, Sie sind ja nicht der Einzige, dem dies begegnet, die verdammten Menscher sind alle angesteckt, man kann sich nicht genug in Acht nehmen. Josephe schwur hoch und theuer, daß er sich irre, der Feldscheer bestand auf seiner Meinung und sagte, er wolle noch einige Tage hingehn lassen, wenn es sich aber dann nicht änderte, so müßte ers dem Regimentsfeldscheer melden. Nun nahm Josephe sich vor, gesund zu seyn und auszugehn, was ihr auch begegnen möchte, die Angst be-

schleinigte wirklich ihre Genesung und eine noch unverdorbne Natur überwand nicht nur das Salz, sondern es schien nach einigen Tagen, als ob es ihr sogar neue Munterkeit gegeben hätte; sie gieng also wieder aus, verrichtete ihren Dienst und es ward an nichts mehr gedacht.

So war denn unsre Heldin noch einmal mit der bloßen Furcht, für das, was sie war, erkannt zu werden, davon gekommen; sie fieng an, sich einzurichten, und fand auch Mittel, sich gegen den Einfluß von Herrn Schwarzens Rache zu sichern; ein schöner neuer Friedrichsd'or, welchen sie dem Feldwebel mit guter Art gab, war ihr Fürsprecher bei demselben; seitdem konnte sie ein wenig marodiren. Der Junker, welcher sie zum Regiment gebracht hatte, ward ihr Freund und blieb es, da er Offizier worden war, sie kam durch ihn in Bekanntschaft mehrerer Offiziere; und begann

sich

sich in ihrem Zustand zu gefallen. Zuweilen ärgerte sie sich sogar, daß sie nicht wirklich eine Mannsperson war, und überlegte bei sich, ob es nicht vielleicht besser wäre, auf immer im Dienst zu bleiben. Ja, sagte das Mädchenherz, wenn ich mich nicht vor den Kugeln fürchtete! Daran durfte sie aber gar nicht denken, wenn sie ihre gute Laune behalten wollte. Sie stellte sich die Sache fürchterlicher vor als jemals, seit sie bei ihrem Chef gespeißt und bei Tische von nichts, als den Früchten der Kampagne, von Verwundeten und Gebliebenen, sprechen hörte. Aller Appetit verlor sich bey dieser Unterhaltung, und indem ihr einfiel, daß sie leicht auch ein solches Schicksal treffen könnte, überlief sie ein Schauder, der sie noch bläßer machte, als sie jetzt gewöhnlich war. Der Hauptmann bemerkte es; „ja ja," sagte er, „Herr von Seym, so was hat man vor sich, Tod oder Wunden; das schöne Gesichtchen kann leicht ein wenig

zerhauen, oder zerschoßen werden, doch das muß ein braver Kerl nicht achten.“ Es war ihr auf der Zunge zu sagen: ich bin kein braver Kerl, ich bin ein Mädchen, doch faßte sie sich wieder und sagte: „o das hat nichts zu sagen, mein Herr Hauptmann.“ Bis jetzt war sie noch nicht zu Kommando's gekommen, die dann und wann abgiengen und hatte die Gefahren des Kriegs von keiner Art selbst aus Erfahrung kennen lernen. Aber die Franken hatten verschiedne Ausfälle gethan, und da das Regiment auf den Vorposten stand, so bekam dasselbe allemal dabei zu thun; sie sah also Bleßirte brin-

gen, Andre gar nicht wieder kommen; dieß brachte sie zu dem Entschluß bey guter Gelegenheit sich aus dem Staube zu machen. Doch diese wollte sich nicht zeigen, und als zwei Monate nach ihrem Aufenthalte beim Regimente, dasselbe völlig und schnell aufbrach und jedermann von einer Affaire mit dem Feinde sprach, mußte sie ohngeachtet ihrer Angst ohne

Barm-

Barmherzigkeit mit marschiren. Sie konnte freilich als krank zurückbleiben, allein der Feldscheer fiel ihr wieder ein; es mußte doch ein solcher Mann bei den übrigen Kranken bleiben, es mochte nun diesen oder einen andern treffen, so konnte sie jener Argwohn immer wieder in Verlegenheit setzen. Sie marschirte also lieber mit, vielleicht, dachte sie, kann ich unterwegens davon kommen; aber auch dies wollte sich nicht thun lassen. Doch — o Freude! vom Regimente kam sie zwar richtig weg, aber auf eine Art, an die sie gar nicht gedacht hatte: Sie fiel nemlich in die Hände der Franken und ward nach Mainz als Gefangne eingebracht — Ich liefre keine Geschichte der Bataillen, Renkontres, Attaquen und Ueberfälle, die in diesem Kriege vorgegangen sind, daher wird mir der Leser verzeihen, wenn ich nicht erzähle, bei welcher Gelegenheit dies geschah, ob die Preußen oder die Franken eine Schlappe bekommen, wie viel Ge-

fangne, Bleßirte und Todte jede Partie hatte, welches ich auf Ehre nicht einmal, der Wahrheit gemäß, sagen könnte, weil immer beide Theile den wenigsten Verlust haben wollen. — Genug Josephe ward, zu ihrer unaussprechlichen Wonne, frisch und gesund gefangen. Nun Gottlob! dachte sie, jetzt will ichs gleich bekennen, daß ich ein Mädchen bin und diese gefährliche Tracht wegwerfen.

Als sie in Mainz ankam, ward sie mit noch verschiednen andern Kriegsgefangnen, in eine Wachstube geführt. Was sie da sah und hörte benahm ihr die Lust, , ihr Geschlecht zu entdecken gänzlich, denn die Wache trieb mit etlichen Frauenzimmern, die in der Stube waren, ziemlich derben Spas. „Nur hier nicht, nur hier nicht sagen, wer ich bin," dachte sie, „heilige Maria, führ mich doch aus den Händen der vertrakten Kriegsmänner und leite

mich

mich zu einer Person meines Geschlechts!“— Die Madonna muß kein Wort von ihrem Gebete vernommen haben, denn was nun geschah, zeigte ihr, daß sie bestimmt war, noch Soldat zu bleiben, nur unter andern Truppen. Ein französischer Offizier, der ihr aber nicht so wohl gefiel als Le Roi, trat in die Wachstube und fragte, ob einige unter den Kriegsgefangnen Lust hätten, hier zu bleiben. Alle schwiegen, sie allein trat hervor und sagte: Ich! So fort nahm sie der Offizier mit und brachte sie zu Cüstinen, welcher nebst noch mehrern Offizieren zu ihr trat und den allerliebsten deutschen Jungen freudig willkommen hies. Man sprach ihr so viel von der Ehre vor, der freien französischen Nation zu dienen, und dadurch selbst ein freier Bürger dieses Landes zu werden, man war so höflich und gesprächig, erzählte auf hoch und gebrochen deutsch und auf französisch so viel von den Vortheilen der freien Franken, daß die

gute Josephe betäubt ward, und nicht wußte, wozu sie sich entschließen sollte. Es ward ihr Wein gebracht, sie schlug ihn aber standhaft aus, denn seit der Geschichte jener Nacht, hielt sie den edeln Rebensaft für einen giftigen Verführer. Die Entdeckung ihres Geschlechts lag ihr noch immer am Herzen, aber auch hier durfte sie ein solches Bekenntniß nicht wagen, denn kein Einziges der Gesichter um sie her, flößte ihr Zutrauen ein, um es vor ihm unter vier Augen abzulegen, viel meniger war es rathsam, sich der ganzen Menge, als ein Mädchen zu erkennen zu geben. Freienstein hatte ihr gesagt, daß die Franken hübsche Mädchen als freie Beute ansähen und Le Roi's Dreistigkeit schien dies nicht wenig zu bekräftigen. Nach alle dem war für Josephen nichts beßers zu thun, als alles, was man ihr vorschlug, einzugehn, demnach ward sie unter dem Versprechen, bald Offizier zu werden, wenn sie sich hervor-

thun würde, fortgeführt und in einen Nationalgardisten umgefort. So war sie nun ein fränkischer Kriegsmann worden, ohne recht zu wißen, wie es zugieng, denn alles dies trug sich so schnell hintereinander zu, daß sie nicht eher Zeit hatte, über ihren Zustand nachzudenken, bis sie in ihr angewiesenes Quartier kam, eigentlich bis sie spät des Abends im Schlafkämmerlein war. Hier überlegte sie nun ihr Schickfal, von der Abreise aus L. an, bis zu dieser Minute und fand es so außerordentlich, daß sie, anstatt wie sie sich vorgenommen hatte, ihren Gram auszuweinen, laut lachte, und auf einmal beschloß, ruhig abzuwarten, was weiter mit ihr vorgehn würde, auch vor jezt ihr Geschlecht, an keinen Menschen zu entdecken. Aber ungerufen stellte sich das Andenken an alle vergangne Scenen, besonders an die genoßnen Freudentage in Frankfurt ein, und dies benahm ihr die Lust zu lachen wieder ein wenig, sie konnte

nur sich selbst, über den Verlust des Glücks, das ihr Freienstein verschafte, anklagen, ihr dünkte jetzt, sie habe einen jener Romanenstreiche gemacht, die immer einen Fehler, den sie verbessern sollen, unendlich verschlimmern.

Noch einmal kam der vorige Muth zurück. Was ist zu thun? dachte sie, es hat vielleicht alles so kommen müßen, wer weis, was das Schicksal über mich beschlossen hat, da ich so besondre Wege geführt werde.

Die Heldin malgré elle ward des andern Morgens, von etlichen jungen Gardisten geweckt, welches Jünglinge von vierzehn, funfzehn Jahren waren. Da man sie auch nur von diesem Alter glaubte, so ward die Verfügung getroffen, daß diese sie zu einem eifrigen Vertheidiger der Freiheit bilden sollten. Etwas Enthusiasmus erweckten sie in der That bei ihr; anfangs

frei-

freilich verstand sie wenig von dem, was sie sagten, doch nicht lange so durften sie nicht mehr gebrochen Deutsch mit ihr sprechen, sondern sie lernte sich so gar selbst in der französischen Sprache ziemlich verständlich ausdrücken. Ihre nächste Sorge war anjetzt, dem Kapitain Le Roi nicht vors Gesicht zu kommen. Daß er ausgewechselt war, wußte sie schon ehe nach Mainz kam, ängstlich hatte sie ihn bei Cüstinen in Jedem erwartet, der die Thür öfnete, ängstlich jeden Tag gefürchtet, ihm aufzustoßen; nach ihm fragen, durfte sie nicht, man hätte sonst wissen wollen, woher sie ihn kennte, und sich vielleicht angeboten, sie zu ihm hinzuführen. Acht Tage hatte sie diesen schweren Stein auf dem Herzen, als es ihrem Schutzgeist gefiel, ihr ihn abzunehmen. Sie erfuhr nemlich durch ein Gespräch, zu dem sie von ohngefähr kam, daß Le Roi schon nach Paris abgeschickt war, ehe sie nach Mainz kam und erst in etlichen Monaten

zurück kommen würde. Für diese etliche Monate also, war sie nun beruhigt; unter der Zeit dachte sie, kann sich vieles ändern, und ich finde vielleicht eine vertraute Seele, die mir davon hilft. Doch ganz zufrieden konnte die arme Josephe nie seyn, sie hatte sich zwar in der kurzen Zeit, die sie beim Regiment K. . zugebracht, schon etwas abgehärtet, der Dienst eines Soldaten fiel ihr also nicht mehr so ganz schwer, auch that sie ihre Wachen und alles, was ihr zu thun oblag, frisch weg und mußte oft bei sich selbst lachen, wenn sie in der völligen Rüstung eines National-Gardisten, ihre Portion Fleisch auf dem Degen gespießt und diesen auf die Schulter gelehnt, aufzog. Sogar beherzt war sie, seit sie unbeschädigt gefangen genommen worden war und da sie überlegt hatte, daß ein prahlender Heldenton die Zagheit am sichersten verbirgt und die Absichten, sich bei Gefahren vorzusehen, deckt, so stellte sie sich, als könnte

sie

sie die Gelegenheit zu fechten, nicht erwarten, zog auch rüstig zu einem Ausfall mit durch die Thore von Mainz, war aber herzlich froh, daß Nachrichten einliefen, nach welchen man zurückmarschirte. Doch bei allen diesen, noch so ziemlich leidlichen Umständen, ward sie von etwas beängstigt und gedrückt, welches ihr täglich bedenklicher vorkam; ihre Gesundheit war zwar nicht eben schwach, aber sie nahm auf eine Art zu, die ihr die Folgen der schwelgerischen Nacht in Frankfurt ahnden lies. Die Uniform lies sich um die Brust und um den Unterleib schwer zuknöpfen, sie fühlte, wenn sie sich dieser Widerspenstigkeit zu Trotze, dennoch eingezwängt hatte, Unbequemlichkeit und Pressung. Dies ward von Woche zu Woche ärger, die arme Dulderin verschloß sich oft Stunden lang, um sich Luft zu verschaffen, und machte ihren Zustand dadurch nur schlimmer, weil sie doch wieder völlig angekleidet zum Vorschein kommen mußte.

mußte. Es schien ihr bald nicht mehr ungewiß, in welchen Umständen sie sich befand, ihre Angst darüber war so groß, daß sie die förmliche Belagerung von Mainz — eine Begebenheit, die sie vorher über alles fürchtete, weil sie dabei konnte getödtet werden, — jetzt als die einzige mögliche Rettung sehnlichst wünschte. Schon waren, seit ihrem Aufenthalt in Mainz, wieder drei volle Monate verlaufen und in denselben hatte ihre Plage so zugenommen, daß ihr oft, wenn sie völlig angekleidet war, Ohnmachten zuhiengen, es lies sich nun durchaus nicht mehr aushalten, besonders in männlicher Kleidung, denn schon hatte man Anmerkungen gemacht, daß sie zwar nicht größer, aber breiter würde. Sie mußte also eine Zuflucht und einen Vertrauten suchen, und wählte diesen nicht ohne Ueberlegung, auch nicht ohne einen geheimen Antheil ihres Herzens, in einer Mannsperson.

Schon die ersten Tage, die sie in ihrem angewiesnen Quartiere aus- und eingieng, hatte sie öfters einen Mann gesehn, der ihrer Bemerkung wohl werth schien. Er war schon in den männlichen Jahren, nicht eben schön, aber in seiner ganzen Figur war etwas Anzügliches verbreitet, daß ein weibliches Geschöpf ihn nicht leicht ohne Beifall ansehn konnte. Sein Betragen entsprach diesem geheimen Zauber, wodurch Herr Billig die Wünsche manches liebenswürdigen Weibes und Mädchens nach näherer Bekanntschaft erregt hatte; aber ohne ein Misogyn zu seyn, war er entweder zu behutsam oder zu unentschlossen, um diese Wünsche zu erfüllen. Er hatte seine Existenz in Mainz erhalten, war aber um seinen Verstand zu bereichern und sich zu bilden, sowohl in den Wissenschaften, als in den Ländern, fast aller Theile der Welt herumgereißt; der Nachlaß seiner Eltern verschafte ihm hierzu die Mittel, Billig reißte um Menschenkenntniß zu sammeln und

zu

zu sehen, ob er Entscheidung der schweren Frage fände: Wo wohnt in der Welt das Beßte: Er kam zurück und wußte nichts gewißer, als daß hierauf keine bestimmte Antwort zu geben sei; daß die Menschen in allen Gegenden und zu allen Zeiten sich ähnlich wären und jede einzelne sowohl, als gemeinschaftliche Verfassung an der Unvollkommenheit krankte; daß Gutes und Schlimmes meist zufällig und selten durchgängig dasselbe wäre, und daß Thorheit und täuschende Plane zum Glück, das meiste Uebel unter den Menschen verursachen. Mit diesen Ueberzeugungen kam er in seine Vaterstadt zurück und hatte beschlossen, diesem oft harmonischen, oft verstimmten Glockenspiel ruhig zuzuhören. Er tadelte und bewunderte nichts ausschließlich, ihm kam nichts außerordentlich vor, er erklärte sich, die Fälle mochten seyn, welche sie wollten, nie einseitig und nahm auch bey den jetzigen großen Angelegenheiten keine Partei. So dachte

Herr

Herr Billig immer, so denkt er noch, und dieser seltne Mann wohnte in dem Hause, in dessen hintersten Theil Josephe ein Stübchen bekommen hatte.

Die letztere begegnete ihm nie, ohne sich seine Bekanntschaft zu wünschen und dachte beständig darauf, wie sie dieselbe erhalten möchte, ohne sich ihm aufzudringen, denn das in einen jungen Krieger verwandelte Mädchen, hatte noch immer die Bedenklichkeiten ihres Geschlechts vor Augen und überlegte nicht, daß sie als National-Gardist keinen Verdacht erwecken konnte, in Herrn Billig verliebt zu seyn, wenn sie ihn auch anredete und sich zu einem Besuch meldete, oder vielmehr, sie wollte nicht, daß er sie immer für eine Mannsperson halten sollte, und durfte daher unter keiner Gestalt ihm die ersten Schritte entgegen thun. Er ist, dachte sie zuweilen, nicht so reizend, als Freienstein, den ich zärtlich liebte, noch als Le Roi, der

mir

mir einen flüchtigen Beifall abgewann, und doch fühl ich, daß er meine Neigung sowohl wie jene, oder noch mehr feßeln könnte, ich fühle, daß ich mit ihm höchst glücklich seyn würde, daß ich ihn höher achte, als alle Mannspersonen, die ich noch gesehen habe. Keiner meiner Leser wird sich wundern, daß Josephe mit dieser Meinung von Herrn Billig, sich, da sie ihren Zustand nicht mehr bergen konnte, kurz entschloß, ihn ganz zu ihrem Vertrauten zu machen und ihn um seinen Beistand zu bitten. Mit diesem Vorsatz wartete sie eines Vormittags, da sie ihn des Morgens hatte ausgehen sehn, in der Hausthür auf seine Zurückkunft; er kam, sie redete ihn, da sie einmal entschloßen war, getrost an und bat, ihr zu erlauben, daß sie ihn auf sein Zimmer begleiten dürfte, weil sie ihm etwas zu entdecken hätte. Jeder andre, als Billig, hätte unter dieser Anrede eines National-Gardisten, entweder eine Schlinge vermuthet, oder sich auf eine wich-

tige Entdeckung, die Angelegenheiten des Kriegs betreffend, gefaßt gemacht, Billig erwartete keins von beiden, oder wenn er auch glaubte, daß es etwas von einer oder der andern Art seyn könnte, so war er weder verlegen, wie er sich aus der Sache ziehen wollte, noch gespannt, auf wichtige Neuigkeiten. Mit seinem gewöhnlichen Gleichmuth bat er Josephen, ihn zu begleiten. „Was ist zu Ihren Diensten?“ sagte er, als er sie in ein Zimmer geführt hatte. Da die Angst, wie er das, was sie zu sagen hatte, aufnehmen würde, Josephen plötzlich überfiel und ihr eine Röthe ins Gesicht trieb, fand er dieses so einnehmend, daß er hinzu setzte: „ich wünschte einem so liebenswürdigen Jüngling dienen zu können.“ — „Sie sehen,“ sagte Josephe mit bebender Stimme, „eine Unglückliche vor sich.“ — Billig sah sie bedächtig an — „Ja mein Herr, ich bin ein deutsches Mädchen, und wenn wir lange genug allein sind, so will ich Ihre Ver-

wunderung durch die aufrichtige Erzählung meiner Geschichte, in Mitleid verwandeln, ich hoffe, Sie nehmen mich dann in Schutz, vorausgesetzt, daß Sie mich wegen begangner Fehler nicht verwerfen.

Billig. Wir werden von Niemand gestört werden, als von meinem Bedienten, der das Mittagsessen bringt; dies kann ich ihm vor der Thür abnehmen, es wird hinlänglich für uns beide seyn, wenn Sie hier bleiben wollen, dann können wir den ganzen Nachmittag ruhig sprechen. Sie meinten, ich sei über das, was Sie mir schon entdeckt haben, verwundert und konnten dies einigermaßen glauben, weil es nicht eben gewöhnlich ist, daß Mädchen Soldaten werden; eigentlich aber wundert mich nichts, was in der Welt geschieht. Auf mein Mitleid und auf meinen Beistand haben Sie Anspruch, was es auch sei, das Sie zu bekennen haben mögen, mehr kann's doch wohl schwer-

lich seyn, als ein menschlicher Fehler, aus welchem alles übrige geflossen ist, und dann haben Sie sich nichts zu Schulden kommen lassen, als was alle Ihre Brüder und Schwestern gethan haben, noch thun, und so lange Menschen existiren, thun werden."

Diese so schonende Sprache erhob Josephens Muth, sie sah, daß sie sich nicht besser hätte addreßiren können und erzählte ihre Geschichte ohne Rückhalt. „Hier also," sagte Billig, „müssen wir ungesäumt suchen, Sie aus der Uniform zu bringen und wieder in ein Weib zu verwandeln; beides soll heute noch geschehen. Sie bleiben hier, ich kann Ihnen von einigen Zimmern Eins einräumen, so bald wir gespeißt haben, will ich ausgehen, Sie frei machen, und Ihnen vor der Hand so viel besorgen, daß Sie sich umkleiden können."

Billig lies Josephen, nach genommener Abrede allein, verschloß sein Zimmer

und gieng; sie hatte Zutrauen genug zu ihm, daß er die Sache mit Klugheit durchsetzen würde, und blieb ruhig. Mit zwei Trägern, welche eine Kiste ins Zimmer setzten und sich sogleich wieder entfernten, kam Josephens Schutzengel nach ohngefähr zwei Stunden zurück. „Ich habe schön plaudern müssen," sagte er, „der kommandirende General hat Ihre Geschichte sehr unterhaltend gefunden, mir aber versprochen, sie nicht auszubringen und zu sagen, daß er Sie nach Frankreich geschickt hätte, wenn Nachfrage nach Ihnen seyn sollte. Kommen Sie nun, mein Kind, ich will Ihnen ihr Zimmer anweisen, kleiden Sie sich um und warten Sie ihre Niederkunft in diesem Hause ab; dann wollen wir sehen, was weiter zu thun ist." —

So war denn nun unsere Josephe nach so vielen Stürmen, in einen sichern Hafen eingelaufen, und da sie eben nicht zu der

Gat-

Gattung von Mädchen gehörte, welche sich über nichts zufrieden geben können, so dachte sie jetzt nicht weiter an Vergangenheit und Zukunft, dankte aber ihrem freundschaftlichen Wirth so verbindlich und freudig, daß sich dieser für alles, was er gethan hatte und noch zu thun Willens war, reichlich belohnt hielt. Josephe kleidete sich schnell um, verbarg ihre Uniform im Koffre — und stellte sich als Frauenzimmer Herrn Billig vor.

„Da bin ich nun, wie ich eigentlich seyn soll," sagte sie, „aber Ihr Bedienter wird sich wundern."

Billig. Sie sollen sehen, mit welcher ernsten Miene ich ihm verkündigen werde, daß eine Verwandte bey mir angekommen ist, für die er noch heute ein Mädchen besorgen muß. Ich werd' ihn zwar täuschen, aber weil hier die Wahrheit schaden könnte und mein Bedienter nichts dabei leidet, daß er

sie nicht erfährt, so muß er mit einer Erfindung vorwillen nehmen.

Josephe. Aber er wird sich wundern, daß sich Ihre Verwandtin eben in dieser bedenklichen Lage der Städt, bey Ihnen einfindet.

Billig. Ich merke, daß Sie das Wundern der Leute sehr beängstigt. Wenn Sie sich aber daran kehren wollen, so werden Sie immer unruhig seyn, denn die Menschen wundern sich über alles, was andere thun, und es würde ein großer Theil der Unterhaltung wegfallen, wenn sie nichts mehr hätten, worüber sie sich wundern könnten; also gönnen Sie meinem Bedienten die Freude, von der Sache zu denken, was er will.

Josephe. Aber ich wundre mich doch, daß der Kommandant gleich so bereitwillig gewesen ist —

Billig. Nun wundern Sie sich also auch!

Josephe. Ja, denn —

Billig. Denn ich fürchtete, er würde es laßen auf Untersuchung ankommen, wollen Sie sagen — nun Sie wissen ja nicht, was noch geschieht.

Josephe. Ums Himmelswillen!

Billig. Fürchten Sie nichts, der Kommandant kommt morgen her; Ihre Gestalt wird ihn überzeugen, daß ich die Wahrheit gesagt habe und dann müssen Sie ihm das Kind versprechen, um es zum freien französischen Bürger zu erziehen, er will sogar alle Kosten der Niederkunft tragen und für Ihre Verpflegung sorgen; ich habe ihm versprechen müssen, ihm, wenn alles vorbei seyn wird, die Rechnung von dem, was ich auslegen werde, zu bringen.

Josephe. Er kann das Kind hinnehmen, wenn's ein Sohn ist; sollte es aber eine Tochter seyn; so gehört sie nach Deutsch-

land. Wißen Sie was, Herr Billig: ich habe bisher rüber und nüber geschwankt; bey den Preussen war ich eine Feindin des französischen Systems, hier lies ich mich dafür einnehmen; das Geschlecht meines Kindes soll entscheiden, welche Parthei Recht hat. Ist es eine Tochter, so will ich annehmen, daß Freiensteín der Vater ist — doch das kann ich auch nicht, denn wenn sie brünett wär und dem Le Roi ähnlich sähe —

Billig. So wäre sie darum nicht nothwendig sein Kind; Ihre Phantasie konnte, da er in der Nähe war, gewirkt haben; eben so kann der Sohn dem Fähndrich gleichen und den Kapitain zum Vater haben.

Josephe. Nicht doch!

Billig. Auf mein Wort! aber wir wollen einmal annehmen, daß die Tochter Freiensteins Kind wäre, welchen Beweis wollen Sie daher nehmen?

Josephe. Weil unser Geschlecht zur Unterwürfigkeit gebohren ist, würde ich daraus schließen, daß die monarchische Regierungsform die beste ist.

Billig. Wahrhaftig ein triftiger Grund, es zu glauben! Aber immer hin, wenn dies alsdenn nur für Sie Ueberzeugung gewährt und Sie befriedigen kann.

Josephe. Es soll auch nur für mich Ueberzeugung seyn, weil ich sonst mit der Wahl nicht füglich fertig würde.

Billig. Der Sohn also entscheidet für die Freiheit?

Josephe. Ja, denn die Männer herrschen doch gewöhnlich, ich ziehe dann mit ihm nach Frankreich.

Billig. Aber der Kommandant will auf jeden Fall das Kind erziehn, es sey Sohn oder Tochter; wäre ich an Ihrer Stelle, so sollte mein Vortheil entscheiden, welche Par-

tie ich ergreifen müßte, der Kommandant giebt Ihnen noch dazu einen Mann.

Josephe. Sie haben auch wohl Recht.

Billig. Den Regeln der Gerechtigkeit nach hab ich nicht Recht, da muß unser Vortheil der bessern Einsicht nachstehn; es ist aber menschlich und verzeihlich, sich nach dem ersten zu richten, und da ein Mann das vorzüglichste ist, was sich ein Frauenzimmer wünscht, so dächt ich, Sie überließen sich und ihr Kind der Vorsicht des Kommandanten.

Josephe. Der könnte mir einen Jakobiner geben und vor diesen Leuten hab' ich keinen geringen Abscheu.

Billig. Ich muß selbst gestehn, daß ich nichts zur Entschuldigung für sie weiß, als daß das Böse sogar seinen Nutzen hat.

Josephe. Die Verruchten! Sie würgen Menschen, wie man Holz fällt, ohne

sie würde der König noch leben — ach der gute König, ich kann ihn nicht vergeßen!

Billig. Wißen Sie wohl, daß dieser gewaltsame Tod auch sein Gutes für den hat, der ihn erlitt.

Josephe. Nein, Herr Billig, so weit geht meine Einsicht nicht, daß ich ein Glück für den der den Kopf verliert, in diesem Schicksal sehen sollte.

Billig. Haben Sie Gefühl für den Ruhm nach dem Tode?

Josephe. Einiges; es schmerzt mich z. B. zu denken, man würde noch nach meinem Tode schlecht von mir sprechen, wenn ich nicht so lange leben sollte, bis ich Gelegenheit gefunden hätte, meinen Fall vergessen zu machen; aber so weit gehts nicht, daß ich mir den Kopf sollte abschlagen laßen, um nur berühmt zu werden; auch ist das ja ein schlechter Ruhm, besonders für einen König.

Billig. Für diesen war's der einzige Weg, beklagt und gerühmt zu werden. Wenn Ludwig der 16te auf dem Thron starb, so sagte alle Welt entweder nichts, oder doch wenig rühmliches von ihm; wie es aber nun ist, so fließen ihm Thränen und jede seiner guten Eigenschaften wird erhöht.

Billigs Bedienter unterbrach dies Gespräch, aber es fielen täglich Unterhaltungen vor, die Josephen ganz zur Philosophin machten, ohne daß sie dabei ihre gute Laune verlor. Billig hingegen ward bei seiner Gesellschafterin muntrer, der Philosoph gewöhnte sich unvermerkt an den Gedanken, daß er mit einer Frau, wie diese, recht gut auskommen könnte und freute sich, daß sie wenig oder nicht an ihre Liebhaber dachte. Er übernahm alle Pflichten des Ehemanns, fuhr und gieng mit ihr spazieren, und alles ward besorgt, woran sie beide dachten; da aber Keins von ihnen jemals Wochen gehalten

halten hatte, so vergaßen sie das Wesentlichste.

Der Kommandant war wirklich den Tag, da er's versprochen hatte, bei Herrn Billig gewesen und hatte Josephen und ihrem Kinde Schutz versprochen; doch was sie betraf, so hofte sie, ihn nicht nöthig zu haben, denn Billig hatte weder Frau noch Kind und sie glaubte, er werde ihre Versorgung selbst übernehmen.

Ich kann nicht Rechenschaft geben, ob Billig und Josephe in den einsamen Stunden immer philosophirten, oder ob zuweilen Unterhaltungen andrer Art vorfielen. Billig ist, wie ich schon gezeigt habe, Keiner von den strengen Moralisten, welche menschliche Schwachheiten nach aller Schärfe rügen, auch ist nicht zu glauben, daß er gegen sich selbst hätte strenger seyn sollen, wenn er etwa in eine Lage mit Josephen gekommen wäre, bey der die Philosophie zu

schwei-

schweigen pflegt. Josephen kennen wir und wißen, daß sie ein weiches Herz hat, und daß Billig sehr nach ihrem Geschmack war. Es scheint, als wär es wirklich schon zu einem gewißen Vertrag zwischen ihnen gekommen, ehe noch die Niederkunft erfolgte. Der Vorfall, welcher sich als Josephens Sache in die Krisis kam, ereignete, schien, wie meine Leser es selbst finden werden ein Beweis davon, wenn es nicht etwa einer von den plötzlichen Einfällen war, welche oft, ohne vorher beschloßen oder gedacht zu seyn, die wichtigsten Dinge entscheiden. Vollkommen ruhig war doch unsere Josephe, und das würde sie nicht gewesen seyn, ohne von dem guten Ausgang ihres Schicksals wenigstens eine sehr deutliche Ahndung gehabt zu haben, denn es lagen ihr, als sie zu Billigen kam, immer wichtige Punkte auf dem Herzen. Bedachte sie ihres Vaters Strenge über das Gebot, welches sie so gänzlich übertreten hatte, so vergieng ihr Scherz und

Lachen

Lachen, sie wußte keine mögliche Art, sich jemals wieder mit ihm auszusöhnen; an Verzeihung glaubte sie nicht, hielt also Bekenntniß und Abbitte für unnütz und wünschte vielmehr, daß er gar nichts von ihr erfahren, sondern sie für todt halten möchte, welches, wie sie ganz richtig schloß, sein väterliches Herz weniger betrüben würde, als ihre jetzige Lage. Auch die Anerbietungen des französischen Kommandanten zu Mainz, waren, wie sie wußte, keine Befriedigung für ihn, da er dieser Nation und ihrem Beginnen so feind war. Dies alles sagte sie ihrem Freund, Billig, bald nach ihrem Einzug bey ihm, wiederhohlte es fast täglich und vergoß dabey reuige Thränen. Da diese Thränen aber hernach versiegten und sie die Zukunft ruhig erwartete, so ist, wie gesagt, zu vermuthen, daß er ihr Trostgründe gezeigt hat, die ihr für alles hinreichend schienen.

In der That war der ehrliche Pudermann durch diese geliebte Tochter, in das

tiefste

tiefste Herzleid versenkt; es gehört zur Geschichte, den Kummer des guten Mannes und die Ursachen dazu, umständlich zu schildern. Um aber den Leser über nichts im Dunkeln zu lassen, so ist es nöthig, nach Frankfurt zurückzugehn, und die Nachrichten von dort, seit Josephens Verschwinden, nachzuholen.

Freienstein eilte wie gewöhnlich, so bald er nur abkommen konnte, um Josephen, die er nun ganz Sein nennen zu können glaubte, wieder zu sehn. Wie ward ihm aber zu Muthe da er alles leer und einen versiegelten Brief auf dem Tisch fand! Betroffen wie ers nie gewesen war erbrach er ihn schnell und las — „Das ist Masque“ schrie er nach Endigung desselben, „hier steckt die Henrici dahinter,“ und so lief er spornstreichs zu dieser hin.

Frau Henrici war, wie wir wissen, vollkommen unschuldig, aber sie hatte sich auf

eine

eine andre Art in Josephens Sache gemischt und lebte der süßen Hoffnung, das zärtliche Pärchen nächstens mit väterlicher Vollmacht versehn, stören zu können.

Man hatte, wie wir schon gemeldet haben, Josephen, so oft sie sich öffentlich zeigte als Freiensteins Bruder gelten lassen, ohne an ihrem eigentlichen Geschlecht zu zweifeln, seine Bekannten scherzten zuweilen mit ihm über den artigen Bruder, waren aber so diskret es nicht in seiner Gegenwart zu thun. Doch nicht so pünktlich verschwiegen sie die Sache überhaupt, folglich kam es herum, und Frau Henrici erfuhr durch Sagen und Wiedersagen, was sie geahndet und ihr Mann ihr ausgeredet hatte. Das erste was sie im Grimm begann, war ein Zank mit diesem, sie nannte ihn einen verwünschten Kuppler, und zog sich dadurch einige derbe Stockschläge zu, wodurch der Strom ihrer Scheltworte

aber nicht gehemmt ward; der Feldwebel mußte wie gewöhnlich mit dem Trost, ihr doch wenigstens eine Medicin gegeben zu haben, den Paroxysmus austoben lassen und davon gehn. Sobald sie allein war, buchstabirte sie folgenden Brief an Herrn Pudermann zusammen:

Wertheſter Herr Pudermann!

„Wenn Sie Sich noch wohl befinden „thun, so wird es mich sehr angenehm „seyn. Ich bin Gottlob mit ihrer lieben „Tochter gesund und glücklich in Frank„furth angelangt, muß Ihnen aber zu „wissen thun, daß dieselbige kurzen Abschied „von mich genommen hat, indem sie den „andern Tag stillschweigend weggegangen „ist, und hat sie mich ihren Koffer abfor„dern lassen und sagen lassen, daß sie einen „Vetter gefunden hätte, der sie wollte in „sein Haus nehmen, und mußte ich es glau„ben, schickte ihr die Sachen und dachte sie

„wäre

„wäre längst von Frankfurth weg, da ich
„auf einmal höre sie hält sich bei dem Fähn-
„drich von Freienstein auf, der ihr ein
„Mannshabit hat machen lassen, und
„rennt mit ihm überall herum. So weiß
„ich nun nicht, wertheſter Herr Puder-
„mann ob das ihr Wille ist, thu es Ih-
„nen hiermit zu wissen und bitte mir ja nicht
„zu verrathen, denn ich will nicht wissen,
„daß mein guter Wille mich in Verdruß
„bringt, da ich Ihnen aus Rechtschaffen-
„heit von die Sache Nachricht geben thu.
„Wenn Sie aber das Zutraun in mich ha-
„ben so schicken Sie mich einen Brief an
„den Kapitain von die Kompanie wo er
„steht, wo ich seine Adreß beilege, als
„wenn es Sie ein Andrer geschrieben hätte,
„und schreiben mich kurze paar Worte, daß
„ich den Brief übergeben und Ihre Tochter
„nach mich nehmen soll.“

Henrici.

Jedermann erschrack, wie man sich vorstellen kann, nicht wenig über diesen Brief. Im ersten Feuer wollte er selbst hin; aber die Ueberlegung stellte sich sehr bald ein, daß sichs nicht immer gut mit Offizieren einzulassen sey, er aber, im Fall der Fähndrich seine Tochter verbirge und der Hauptmann ihm durch die Finger sähe, doch Schärfe brauchen müßte, und so entschloß er sich lieber der Frau Feldwebeln den Auftrag zu geben, weil sie gewiß mit so was besser umzugehn wüßte, und schrieb nach ihrem Rath an den Kapitain und sie selbst. Die Briefe waren völlig so eingerichtet wie sie es gewünscht hatte, alles wußte er durch einen guten Freund — Daß Frau Henrici Josephen wirklich heimbefördert hätte ist schwerlich zu glauben; ein Vorwand sie noch unter Aufsicht zu behalten, wenn sich etwas mit ihr anfangen ließe, wäre wohl zu finden gewesen; aber

der Gegenstand einer solchen Speculation war nicht mehr vorhanden.

Nur wenig Stunden nach Erhaltung der gedachten Antwort kam Freienstein; er glaubte der Feldwebelin von seiner Liebschaft mit Josephen nicht Rechenschaft geben zu dürfen; sie war seit gestern sein Weib, desto mehr hielt er sich berechtigt nach ihr zu fragen, und das that er ziemlich ungestüm.

„Wo ist Mamsell Pudermann?“ sagte er mit gebietherischem Ton.

Fr. Henrici. Ei Herr von Freienstein, wie kommen Sie darauf, sie bei mir zu suchen? Sie werden wohl wissen wo sie ist; aber ich habe Recht darnach zu fragen, also machen Sie nur keine Umstände, sondern lassen Sie mir das Mädchen im Guten abfolgen.

Freienstein. Wer hat Ihnen das Recht zu einer solchen Sprache gegeben?

Fr. Henrici. Das will ich Ihnen gleich beweisen — (sie zeigte die Briefe,) sehn Sie wohl? Lesen Sie den an mich gerichteten.

Freienstein las und glaubte Josephen nun desto gewisser von der Henrici fordern zu können. Seiner Meinung nach hatte sie das Mädchen, um alle Weitläuftigkeiten zu vermeiden, während seiner Abwesenheit im Stillen abgeholt. Er gab es ihr auf den Kopf schuld; aber nachdem der Zank eine halbe Stunde gedauert hatte, überlegte die Feldwebelin, daß die Heftigkeit des Fähndrichs doch wohl ein Beweis sey, das Mädchen habe sich wirklich davon gemacht, sie suchte daher den untröstlichen Liebhaber zu besänftigen und mit Gelassenheit zu überzeugen, die Entflohne sey in der That nicht bey ihr. Freienstein las Josephens Brief noch einmal, und indem er begann die Henrici für schuldlos

zu

zu halten theilte er ihr den Inhalt desselben mit, welchen sie aber für puren Betrug und Schwindel auslegte und ihm den Argwohn in den Kopf setzte, die schöne Mamsell würde wohl einem Andern auch gefallen haben, der sie verleitet hätte von ihm wegzulaufen. Freienstein dachte diesem Einfall nach, ihm schoß ein Gedanke zu Sinne, der ihn bewog sogleich zu dem Kapitain Le Roi zu laufen. Le Roi war unschuldig wie ein Kind, denn Josephe war weder jetzt bey ihm, noch da gewesen. Er wunderte sich ein wenig über den besondern Einfall dieser jungen Person; doch bald fand er es auch wieder nicht ungewöhnlich; voila, sagte er, comme les femmes sont, mais nous n'en manquons pas, un joli garçon coinme Vous trouvera bientôt de quoi ce consoler."

Dies geschah denn auch; freylich nicht den ersten Tag, auch den zweiten und dritten hatte Freienstein Josephen noch nicht

vergessen, er suchte sogar ganz Frankfurth nach ihr aus so viel sichs thun lies; legte sich auf Kundschaft und nahm hierbey Frau Henrici zu Hülfe. Doch da keine Nachricht von dem verlohrnen Schaaf einging, dem Fähndrich aber ein andres hübsches Mädchen in den Weg kam, und Josephens Zimmer doch für einen Monath gemiethet war, so führte er jene da ein und machte seine Schulden eben so zu ihrer Unterhaltung wie ers vorhin Josephens wegen gethan hatte, frisch fort; doch dachte er oft mit Sehnsucht an die letzte, und da er nach etlichen Wochen etwas erfuhr, was ihm keine Andre als sie anzugehn schien, beschloß er die Nachricht, die er von ohngefähr von ihr zu erhalten meinte, zu verfolgen, auch sie zu suchen, sobald sichs nur einigermaßen würde thun lassen.

Frau Henriei hatte nicht ermangelt Pudermann von Josephens abermaligen heim-

lichen

lichen Abschied von Freiensteinen zu benachrichtigen, sie that dies nach ihrem gefaßten Argwohn so ganz zu Josephens Nachtheil, daß der arme Vater untröstlich darüber wurde; er hatte bisher schon Gram genug um Josephen gehabt, diese Nachricht vermehrte ihn unendlich, und machte ihn lange Zeit für alles übrige gleichgültig. „Ach ich armer „Mann," sagte er eines Tages, „hätt' ich sie doch zu Hause behalten! nun könnte ich Tauchern auslachen — doch ich werd' es ihm nie sagen und zudem bestätigt ja Josephens schlechte Aufführung keineswegs seine Behauptung, daß die Kammerjungfern nicht ehrliche Mädchen wären, denn wenn sie nur zur Gräfin G. kam, so war sie geborgen. — Ach ich geschlagner Vater, hätt ich sie doch hier behalten! Nichts als Schande erleb ich! Die Heilern ist auch vor den Augen der ganzen Stadt um zwei volle Monate zu früh niedergekommen und du Jette wirsts wohl nicht besser machen, du

wilde Hummel! O, hätt ich doch Josephen dem Grafen gegeben, so wärs nicht nur keine solche Schande, sondern ich und sie wären auch im Wohlstande.“ — „Lieber Vater,“ antwortete Jette, „wenn es Sie wirklich reut, daß Sie die Anerbiethungen des Grafen für meine Schwester nicht angenommen haben, so können wir das Unglück noch verbessern. Sie wissen, daß er vor einigen Tagen wieder hier war; er hat mich gesehn, hat mich so hübsch gefunden wie Josephen, und mir durch seinen Kammerdiener sagen lassen, daß ich recht gute Zeit bei ihm haben sollte, wenn ich mich entschließen könnte zu ihm zu ziehn.“ — „Zieh, ums Himmels willen zieh!“ schrie Pubermann, „aber die hunders Louisd'or muß ich haben, so gut wie bei jener und manchmal noch eine Beihülfe; so kann ich doch die gehabten Leiden, bei einer solchen Erleichterung vergessen, darf mirs nicht mehr so sauer werden lassen, und so weis ich doch, warum meine

Toch-

Tochter eine — ist; — hat er dir denn auch die Vortheile angeboten welche deine Schwester haben sollte?“

„Noch hat der Kammerdiener nur horchen müssen, wie ich den Antrag aufnehmen würde,“ versetzte Jette, „ich habe noch nicht Ja, aber auch nicht bestimmt Nein gesagt. Sie können wohl glauben daß ich mich nicht dem alten Herrn um nichts und wieder nichts ergeben werde, ich denke soviel werth zu seyn als meine Schwester. Morgen kommt der Kammerdiener wieder in die Stadt um meine Entschließung zu hören, ich will denn sagen daß ich Ihnen Nachricht von der Sache gegeben habe und daß er mit Ihnen sprechen soll.“

Pudermann fand, daß Jette die einzige wohlgerathne unter seinen Töchtern wäre, gab ihr sein väterliches Wohlgefallen zu erkennen und versprach für ihr Bestes bei dem Grafen zu sorgen, doch fragte er sie, um

sein

sein Gewissen auch hier sicher zu stellen, ernstlich, ob sie nicht etwa einen Liebhaber hätte der sie heirathen wollte; da sie aber unter ihren guten Freunden keinen nannte, der es thun konnte, so beschloß er den Handel mit dem Grafen richtig zu machen. Dieser meldete sich auch wirklich zur bestimmten Zeit, das Geschäft kam auf eben den Fuß zu Stande wie die Vorschläge mit Josephen waren, und Jette reiste ab.

Nun des Schicksals Wille geschehe, dachte Pudermann als er die hundert Louisd'ors in sein Schränkchen schloß, ich meinte meine Töchter sollten den Kranz mit Ehren tragen, es wollte sich aber nicht fügen, diese fünfhundert Thaler muß ich als Entschädigung für alle drei ansehn und denken, daß der Mensch nichts verschwören soll. Doch Josephen kann ich ihren Leichtsinn nicht vergeben, die hats schlimmer gemacht als ihre Schwestern, ich muß sie wieder-

finden,

finden, sie mag auch stecken wo sie will, und dann — ins Zuchthaus mit ihr!“

Eben da er dies dachte, kam Nachricht, daß Mainz in den Händen der Deutschen sey. „Triumph,“ schrie er, vergaß all seine Leiden, nahm ein Glas Pomade, welche Taucher bestellt hatte und trug sie hurtig hin. Wenn er doch zu Hause wär, dacht' er, indem er die Treppe hinauf lief, daß ich den Jakobinischen Hund recht aufzähmen könnte. Er pochte an, und nie war ihm der Zuruf herein! so erfreulich gewesen als diesesmal, welcher aus Tauchers Munde erscholl.

Pudermann. Gehorsamer Diener! Hier bring ich die bestellte Pomade.

Taucher. Sehr wohl, was kostet sie?

Pudermann. Nichts, heute bin ich generös, die gute Nachricht verdient wohl eine Freigebigkeit.

Taucher. Potztausend! Also theilen Sie wohl Gnadenbezeugungen aus, weil Mainz über ist?

Pudermann. Ja wohl, aber eigentlich sollte ich manche Leute in niederschlagenden Pülverchen frei halten, wenn ich etwas thun wollte.

Taucher. Seyn Sie doch nicht gar zu spashaft. Ists denn nun ein Wunder, daß endlich nach so langer Zeit die goldnen Kugeln durchgedrungen sind?

Pudermann. Das redet der Neid aus Ihnen.

Taucher. Nicht der Neid, sondern die Wahrheit. So wenig die Niederlande in kaiserlichen Händen wären wenn Dümourier nicht gewollt hätte, eben so wenig hätten die Deutschen Mainz, wenn nicht Bestechungen gewirkt hätten.

Pudermann. Das ist nicht wahr!

Taucher. Herr werden Sie nicht impertinent, (er warf ihm vier Groschen hin —) da ist das Geld für die Pomade und sind Sie so gut sich zu mäßigen; wenn ich Ihnen was sage, so müßen Sie nicht sprechen: es ist nicht wahr.

Pudermann. Die vier Groschen will ich einem Armen geben und Sie hiermit gehorsamst um Vergebung gebethen haben, daß Mainz in den Händen der Deutschen ist, daß sie mit Gottes Hülfe mehr bekommen und im Kurzen in Paris seyn werden, und das alles, weil ihnen Gott Sieg giebt, nicht aber durch Bestechung — ich empfehl mich!

Taucher. (ruft ihm nach) Ignorant! Es lohnt wohl der Müh sich mit Ihm abzugeben.

Pudermann wollte das ihm nicht gehört haben, sonst hätt' ers übel nehmen müssen;

müssen; er wollte sich aber trotz der fünf-hundert Thaler doch nicht mit Tauchern ganz entzweien.

Indeß gab ihm diese Baarschaft Muth die Uebergabe von Mainz durch ein kleines Fest zu feiern, wozu er sogleich Anstalt machte. Er gieng zuerst zu seinem Schwiegersohn, gab der Tochter ein Goldstück, und schickte sie voraus, um ein kleines Mahl für sechs Personen einzurichten. Alsdann lief er zu einem guten Freunde, der mit ihm einerlei Gesinnungen hatte, lud ihn auf den Abend ein, und bereitete ihn auf den Spas vor, den sie mit zwei Demokraten haben würden, die er ebenfalls bitten wollte. Die Gäste erschienen und das Fest begann mit fünf neuen, voll Knaster gestopften Pfeifen, wobei dreierlei Bier den eingeräucherten Hälsen seine Dienste anbot. Es ward dabei von den Kriegsaffairen gesprochen, und mit den

Vor-

Vortheilen welche die Deutschen erhalten hätten und noch erst erhalten würden, nicht wenig geprahlt. Dies würde zwar von der Gegenpartei bestritten, aber noch blieb alles friedlich. Doch als sich beim Abendessen fünf Bouteillen Wein zu dem dreierlei Bier gesellten, erwachte der Groll des Wirths und der Gäste. Erst ward gescholten; dann beleidigte man sich gegenseitig und schrie dazu, so, daß Madam Heiler, die das einzige Frauenzimmer bei der Gesellschaft war, darüber angst und bange ward; sie wollte zwar zureden, es half aber nichts; von Scheltworten kam es zum Handgemenge; die beiden Demokraten machten die mindre Zahl aus, Pudermann, sein Schwiegersohn und der dritte Rojalist prügelten sie derb ab. Madam Heiler lief, da sie zu schwach war die Kämpfenden zu trennen, hinaus, um einige Nachbarn zu Hülfe zu rufen, fand aber nicht nur schon alles mit Zuhörern besetzt, sondern auch die Stadt-

diener bereits im Anmarsch: diese giengen ungebeten und unangemeldet hinein, und brachten die Kämpfer in Sicherheit.

Als sie des folgenden Morgens den Rausch sämtlich ausgeschlafen hatten, überlegten die Demokraten, daß die Sache, um welcher willen sie Prügel bekommen hatten, nicht eben die beliebteste wäre; Pudermann aber, Heiler und ihr einstimmiger Gast glaubten, ihre Beulen würden ihnen Ehre machen. Diese also warteten mit einer Art von Trotz auf das Verhör, den erstern aber war ein wenig bange. Doch auf einmal erwachte die Großmuth in Pudermanns Seele, er wollte seinen gestrigen Gästen, die ohnehin bei der Action am schlimmsten weggekommen waren, nicht noch weitern Verdruß machen. Er erklärte also vor Gerichte: sie hätten allesamt ein wenig getrunken und wären um einer Kleinigkeit willen zu Händeln gekommen, hätten aber sonst

gar

gar nichts gegen einander und wäre auch keiner beschädigt worden. Die beiden Gegner schwiegen gern und so kamen alle mit einer leichten Geldbuße davon.

Pudermann war indessen auf seine Verfechtung der gerechten Sache nicht wenig stolz, er nahm sich vor, bei einer andern Gelegenheit, wo der Zwist nicht in seinem Hause seyn würde, sein Licht öffentlich leuchten zu lassen, um dafür belohnt zu werden; wenigstens hoffte er alsdenn den Tittel als Hoffriseur davon zu tragen.

Vorjetzt waren seine Gedanken mit den Begebenheiten bei Mainz beschäftigt, er gönnte den Klubisten die Strafe von Herzen, da er hörte, daß sie nach Magdeburg wären geschickt worden, freute sich unendlich, daß so viele Franken ein Jahr lang nicht gegen die Deutschen fechten dürften und wünschte nichts mehr als die Veränderungen in Mainz und den Greuel der Verwüstung mit Augen

sehen zu können, um den Schaden der aus der französischen Hartnäckigkeit entstanden wäre, recht auszuposaunen.

Auf einmal fiel ihm ein, daß er sich diesen Wunsch wohl gewähren könnte, denn die fünfhundert Thaler wären doch nicht das letzte, was der Graf geben würde. Zudem könnte er Josephen bei dieser Gelegenheit wiederfinden und in ihre Ordnung bringen. Endlich, wenn er einmal so weit wäre nach Mannheim gehn, und nach der Erbschaft der verstorbenen Muhme sehen. Die beiden letzten Punkte machten die Reise sogar nothwendig, er beschloß sie also auf der Stelle, und da eben Heiler kam, so verkündigte er diesem sein Vorhaben. Heiler hatte eben wenig Kranke und die beiden Frauen die er accouchiren sollte, konnten unter 6 Monaten noch nicht niederkommen. Er bezeugte also Lust die Reise mitzumachen und sein Schwiegervater war es sehr wohl zufrieden.

Nun wurden die Anstalten schnell gemacht. Madam Heiler nahm sich vor, Jetten indessen zu besuchen und bis zur Wiederkunft ihres Vaters und Mannes mit ihrem Kinde dort zu bleiben — denn der Herr Graf mußte in Zeiten gewöhnt werden, die Familie seiner Geliebte als Leute anzusehen, denen er Kontribution jeder Art zu geben schuldig wäre. — Unsre beiden Reisenden brachen also zuerst nach L. auf.

„Ich will doch meinen Spas mit Peinlichs in L. haben," sagte Pudermann unterwegens, „die dachten die Franzosen wären unüberwindlich und freuten sich immer heimlich, daß sie auch nach L. kommen sollten.

Heiler. Ja Herr Vater, es ist nun so eine Affaire, von der man nicht weiß, was man sagen soll. Freilich so zu sagen haben die Franken Recht, und so zu sagen, haben sie Unrecht.

Pudermann. Sie können sich in ihr Land packen und dort machen was sie wollen, aber über die deutschen Grenzen sollen sie nicht mehr kommen.

Heiler. Freilich, aber es war Raison de Guerre dem Feind in das Land zu fallen; hätten die deutschen Puissancen sie nicht zuerst attaquirt, so wären sie wohl darinnen geblieben.

Pudermann. Also haben die vereinigten Mächte leiden sollen, daß die Franzosen der königlichen Familie so mitspielten, die Geistlichen fortjagten und die Kirchen verkauften, als wenns Bierhäuser wären?

Heiler. Man pflegt im Sprichwort zu sagen, was mich nicht brennt, darf ich nicht löschen, doch freilich hätt' es üble Suiten haben können.

Pudermann. Warum nehmen Sie also ihre Partie, Herr? So kommen Sie mir nicht, sonst ist unsre Freundschaft aus.

Hei-

Heiler. Behüte Gott, ich nehme point du tout die Partie der Franken; ich sage nur so Eins wie das Andere.

Pudermann. Hier ist aber nicht Eins wie das Andere — Daß Sie ja bei Peinlichs auf meiner Seite sind! Ich werd' eine Flasche Wein mitnehmen und die Gesundheit des Königs von Preussen ausbringen.

Heiler. Das thun Sie, ich werde Bescheid thun und mein Vivat recht laut rufen; aber Händel wollen wir doch nicht wieder anfangen, man hat nichts davon und es könnte uns an unsrer Reise verhindern.

Pudermann. Ach eine einzige Flasche Wein bringt ja nicht gleich in Hitze, zudem sind Peinlichs jetzt kleinlaut, wir sind die Sieger, sie müssen vor uns schweigen.

Heiler. 'S wär doch toll, wenn Mainz auch durch Bestechung übergegangen wäre!

Pudermann. Pah! läppisches Zeug! Sie wissen ja, daß die Deutschen tüchtig bombardirt haben, und daß die Franzosen keine Medicin mehr hatten; aber wenn das auch nicht gewesen wäre, sie hättens allemal übergeben müssen.

Heiler. Hätte nur Cüstine noch drinnen kommandirt.

Pudermann. Was hätte der machen wollen? Es ist ein Schreier, sonst nichts, ein großes Maul können wir alle haben.

Heiler. Freilich, man pflegt zu sagen, der am meisten prahlt, versteht oft am wenigsten; manchmal ists solchen Leuten nicht einmal Ernst so böse zu seyn.

„Das mag seyn wie's will," erwiederte Pudermann, „kommen sie doch aus Deutschland weg und wir werden mehr erleben." Heiler, welcher auf seines Schwiegervaters Unkosten reißte, durfte ihn nicht beleidigen, sondern mußte seine Anmerkungen zurückhalten,

ten, wenigstens sie immer mit einem frei-
lich oder so zu sagen, ich meine nur u. s. w.
begleiten.

Sie kamen endlich in L. an, dort kaufte Pudermann sofort ein Bouteille Wein und um Peinlichs recht zu überraschen auch zwei Gläser. Es war schon spät; er wußte daß Peinlichs zu Hause seyn mußten, er gieng also mit Heilern hin. Sie schlichen sich leise die Treppen hinauf, Pudermann goß vor der Thür ein, öffnete sie dann plötzlich und trat mit den Worten ein: Vivat Friedrich Wilhelm! welches Heiler hinter ihm accompagnirte, zum Beweis aber, daß er Latein verstünde, nicht Friedrich Wilhelm sagte, sondern Fridericus Wilhelmus, Rex Borussorum! Peinlich ärgerte sich ein wenig, doch lächelte er gezwungen und hies seinen Besuch willkommen. Pudermann dankte kaum, so eifrig war er, die Bouteille, die er vor der Thür hatte stehen lassen, zu holen;

er sah sich nach Gläsern um, goß sie nebst den beiden ausgeleerten voll und brachte nun Peinlichen nebst seiner Frau die vorige Gesundheit noch einmal zu. Sie tranken mit; jetzt kam die Gesundheit aller Deutschen und zuletzt: Pereant die Franzosen! — „Das trink ich nicht mit," sagte Peinlich.

Pudermann. Schämen Sie sich Herr Gevatter, Sie wollen ein braver Deutscher und ein guter Katholik seyn und sind diesen Leuten so geneigt?

Peinlich. Ich kann beides seyn und den Franzosen darum doch nicht sammt und sonders den Tod wünschen. Sie sind nicht Feinde der Deutschen, sie meinten es vielmehr recht gut, sie sind auch keine Feinde der Religion, ein jeder kann glauben was er will. Ich bin ein guter Katholik, aber darum häng' ich doch nicht so an den Pfaffen, daß ich gleich einer ganzen Nation den Tod wünschen sollte, weil sie

diesen die Herrschaft und die fetten Pfründen nimmt.

Pudermann. So? Sie biethen die Kirchen feil und geben dadurch ein böses Beispiel, wenn Sie das nicht einsehen wollen, so sind Sie ein Ketzer; wissen Sie's?

Peinlich. Da möchten Sie nun wohl eher einer seyn, da Sie so viel Jahre in keine Kirche kommen sind, und eine Ketzerin geheirathet haben.

Pudermann. Deswegen halt ich doch besser auf meine Religion wie Sie, dies hab ich bewiesen. Und ich seh' jetzt auch die Protestanten nicht für Ketzer an, sie machen gemeinschaftliche Sache mit uns gegen die Abtrünnigen.

Peinlich. Ja gegen die Freiheit der Menschen, gegen die französischen Provinzen.

Pudermann. Sagen Sie lieber gegen die gottlosen Jakobiner, wenn Sie nicht selbst zu der Bande gehören.

Peinlich. Wie? wollen Sie mich hier in Verdacht bringen?

Frau Peinlich. Mein Gott, zankt euch doch nicht!

Heiler. Herr Vater, moderiren Sie sich.

Pudermann. Ei was — ich kann solch einfältiges Raisonnement nicht leiden — aber Sie haben Recht, man thut am besten solche Leute laufen zu lassen — Adieu.

Er gieng und Heiler, der etwas umständlicher Abschied nahm, folgte ihm. Frau Peinlich zankte sich mit ihrem Manne, daß er das Maul nicht halten könnte, da man doch keinem Menschen trauen müsse; letzterer gieng noch eine Weile in gewaltigem Eifer auf und ab, endlich trösteten sich beide mit dem Reste chen Wein, das übrig geblieben war, mit der Bouteille und den Gläsern die ihnen bei die-

ser Gelegenheit zugefallen waren. Frau Peinlich spülte sie rein aus, setzte sie aufs Repositorium und versicherte während dieser Beschäftigung, daß es ihrentwegen werden könnte wie es wollte, wenn sie nur keinen Schaden davon hätte.

Pudermann und Heiler giengen des folgenden Morgens weiter und hatten eine vergnügte Reise. Mit allen Passagieren, welche mitreißten oder unterwegens dazu kamen, sprach Pudermann von den Kriegsangelegenheiten und stritt tapfer für die Ehre und die Waffen der Deutschen. Heiler mengte sich auf eine etwas unpartheyischere Art immer drein, um seine Kenntniße in der Politik und in französischen und lateinischen Ausdrücken zu zeigen. Pudermann war mit ihm zufrieden, weil er doch nicht öffentlich die Partie der Franken nahm, die er ohne Zurückhaltung herabwürdigte indem er sich jetzt zugleich als Sieger betrachtete und

daher

daher ohne Scheu sprechen zu können glaubte was er wollte. Doch auf einer der letzten Stationen nach Frankfurt, wo sie zuerst hinwollten, hätte ihn seine Offenherzigkeit beinah gereut, es überfiel ihn ein zum Glück panisches Schrecken, wobei ihm nicht wohl zu Muthe war. Ein Student, wie er sich nannte, war schon einige Stationen mitgereißt und Pudermann hatte sich immer zu ihm gesetzt, um sich mit ihm der sehr französisch gesinnt war, zu streiten. Jetzt war es Nacht und alles schlief, bis auf ihn und den Studenten, welche immerfort disputirten. Auf einmal nahm der letzte seinen Stock und zog daran; es kam ein Degen zum Vorschein. Pudermann ward über den Anblick das Herz kalt, er glaubte einen leibhaftigen Jakobiner vor sich zu sehen, in dessen Gewalt er war, weil die übrigen schliefen. Zum bethen hatte er nicht Zeit, seiner Meinung nach mußte er hier auf mittelbaren Beistand denken; demnach weckte er

Heilern

Heilern unter dem Vorwande, daß er ihm Feuer anschlagen möchte, weil seine Pfeife ausgegangen wäre. Heiler schlug Feuer an, reichte ihm den brennenden Schwamm und schlief wieder ein. Der Student hatte bemerkt, daß Pudermann, als der Degen zum Vorschein kam, gestutzt hatte, daß seine Pfeife nicht ausgegangen, sondern der Schwiegersohn aus Angst geweckt worden war. Da Heiler wieder schnarchte, nahm er seinen Stock noch einmal zur Hand, zog den Degen und sagte: „so eine Maschine ist excellent, wie ein Daus befördert sie die Leute in die andere Welt!“ — „Ja ja!“ versetzte Pudermann, der sein Mistrauen nicht verrathen wollte, „auf Reisen ists nicht Unrecht, wenn man überfallen würde.“ — „Und auch wenn man lästige Reisegefährten vom Halse haben wollte,“ sagte der Student und zog bei diesen Worten den Degen schnell weiter hervor. Pudermann hielt ihm den Arm mit beiden Händen und

 schrie:

schrie: „Auf, auf! Ein Jakobiner mit Dolch und Gift bewafnet?“ Alles fuhr aus dem Schlaf, der Student lies sich den Arm ruhig halten und lachte, fast die ganze Gesellschaft kannte ihn und lachte mit, da sie sah, wer der Jakobiner seyn sollte: „Seyn Sie immer ruhig,“ sagte Einer davon, „von diesem Herrn haben Sie nichts zu befürchten.“ Der Student erzählte nun, welchen Scherz er sich erlaubt hatte. Pudermann ward ein wenig geschraubt und Heiler ärgerte sich, daß sein Schwiegervater der Gegenstand des Spotts war, dieser aber meinte, man würde wenigstens seine Furcht bei gegenwärtigen Zeiten nicht unnatürlich finden und behauptete nach der Zeit immer, es wäre doch mit dem jungen Menschen nicht richtig gewesen, und wer weiß was geschehen wäre, wenn er nicht Lärm gemacht hätte.

In Frankfurt erholten sich unsre Reisenden einige Tage von ihren Fatiguen und

nun

nun dachte Pudermann an Josephen. Freien-
stein und Frau Henrici waren nicht mehr
da zu finden, es hielt immer schwer Jose-
phen, wenn sie auch in Frankfurt gewesen
wäre, auszufragen. Da es aber Puder-
mann in dieser Stadt, wo die meisten gut
deutsch gesinnt und die Weine nicht theuer
waren, sehr wohl gefiel, beschloß er noch
einige Tage zu verziehen und bei dem Magi-
strat um Nachsuchung einer jungen Person
nach beizufügender Beschreibung, zu bitten,
deren Anverwandten ihm den Auftrag hier-
zu gegeben hätten; „denn," sagte er, „ich
werde mich hüten zu sagen, daß es meine
Tochter ist, bis ich sehe ob die Verfassung
in der ich sie finde mir Ehre oder Schande
macht, ich kann das Erste nicht hoffen und
wenn das Letztere ist so droh ich ihr, sie Zeit-
lebens einsperren zu lassen, weun sie mich
Vater nennt, wie wohl sie eigentlich nur
einige Jahre Arrest haben soll und darnach
ins Kloster. Es müßte denn seyn, daß sie

so versorgt wäre wie Jette, welche so gut ist, als eine ehrliche Frau.“ — „Und wenn sie das nicht wäre,“ versetzte Heiler, „und Sie fänden Josephen in noch so einer schlimmen Lebensart, so könnten Sie doch sie nicht mit Gewalt auf Zeitlebens ins Kloster zwingen.“ — „Nur Geduld,“ sagte Pudermann, „der Kaiser setzt mit den Klöstern alles auf den vorigen Fuß; wenn das ist, so kommts bald wieder dahin, daß Eltern ihre Kinder können einkleiden lassen, sie mögen wollen oder nicht.“ — „Da sey Gott vor,“ erwiederte Heiler, „das wär ja von denen die ihn dazu verleiteten malic — —“ er sah, daß sein Schwiegervater eine verdrüßliche Miene machte und schwieg. „Was wollten Sie sagen?“ fragte Pudermann. „Daß dann der Teufel doppelt los wäre,“ antwortete Heiler. „Hier verkauften die Franzosen die Kirchen und dort stopften die Deutschen die Klöster wieder voll von unberufenen Opfern der Bigotterie. Sie sind

ein viel zu vernünftiger Mann, als dies zu billigen.“ Pudermann meinte, er hätte den Zwang nie gebilligt, als wo er nöthig wäre; klösterliche Einrichtungen hätten aber auch ihr Gutes, und brach ab.

Josephe war, wie wir wissen, ohngeachtet alles Nachsuchens in Frankfurt nicht zu finden und unsre Reisenden brachen nach Mainz auf. Da sie eine Gesellschaft fanden, welche die Neugierde so wie sie dahin trieb, so nahmen sie ein eignes Fuhrwerk, wo sie mit Bequemlichkeit reisen, und Mittags und Nachts so lange rasten konnten, als es ihnen gefiel. In dem letzten Mittagsquartier fanden sie einen preußischen Offizier, der auf Urlaub war, auch eben von Frankfurt kam und wie sie nach Mainz wollte. Die Frankfurter, welche mit Pudermann und Heilern reißten, kannten ihn, sie grüßten sich gegenseitig und Pudermann, der sich schon fertig hielt auch Bekanntschaft mit

ihm zu machen, und ihm als einem Mitgliede der Retter Deutschlands viel Schönes zu sagen, ward nicht wenig betroffen als einer der Frankfurter anfing: „Nun Herr von Freienstein, wo wirds jetzt hingehen?“ Die Antwort auf diese Frage würde Pudermann zu jeder andern Zeit viel zu sehr interessirt haben, als daß er sie durch den geringsten Laut hätte unterbrechen sollen; aber diesmal mußte die politische Neugierde seinem nähern Interesse weichen. — „Sind Sie der Fähndrich von Freienstein?“ fragte er.

Freienstein. Zu dienen.

Pudermann. So wünschte ich mit Ihrer Erlaubniß unter vier Augen mit Ihnen zu sprechen.

Freienstein. So kommen Sie heraus. (Sie giengen ins Freie)

Pudermann. Herr Fähndrich, Sie sehen hier den Vater der jungen Person vor sich, die S.e verführt haben.

Freienstein. Ihr Name?

Pudermann. Der Friseur Pudermann aus W. in S.

Freienstein. Also der Vater meiner Josephe?

Pudermann. Ihrer Josephe? Ja freilich, Herr von Freienstein, nachdem Sie sich derselben angemaßt haben.

Freienstein. Ich hatte redliche Absichten mit ihr, und bin auch noch Willens sie zu erfüllen, wenn ich sie wieder finde.

Pudermann. Ich suche sie auch, um sie auf Lebenslang einzusperren.

Freienstein. Das sollen Sie nicht thun. Wenn Josephe wieder gefunden wird, so ist sie wie vorher meine Braut; ich bin Ihnen doch nicht zu gering zum Schwiegersohn?

Pudermann. O, unterthäniger Diener! Ganz und gar nicht, ich kann aber nicht glauben, daß es Ihr Ernst ist.

Freienstein. Ihre Tochter ist schön und ein gutes kluges Mädchen, die keinem Mann, von welchem Stande er ist, Schande macht. Ich habe sie auf Ehre aufrichtig geliebt und liebe sie noch, sind ich sie, so wie ich Nachrichten von ihr habe, so halt' ich ihr mein Wort und sie wird meine Frau, so bald ich Lieutnant bin, welches jetzt bald geschehen muß.

Pudermann. Also haben Sie Nachrichten von ihr?

Freienstein. So viel ich erfahren habe soll sie Anfangs wirklich in Gefahr gewesen und nach Mainz transportirt worden seyn, dort aber hat sich eine Beschützerin für sie gefunden, welche sich bei dem französischen Kommandanten ihrer angenommen hat; sie hat gewünscht sich einstweilen in einem Kloster aufzuhalten und auch dazu ist ihr die Dame behülflich gewesen.

Pudermann. Sollte das wirklich wahr seyn?

Freienstein. Wie man das Mädchen mit der dies alles vorgegangen ist, beschreibt, so ists keine andere als Josephe, und die Zeit, wo sie von Frankfurt weggieng, trift mit der, wo man die junge Person aufgefangen hat, auch überein.

Pudermann. So wäre also meine Josephe doch ein gutes Mädchen?

Freienstein. Das ist sie gewiß, sie fürchtete immer ihren Vater zu betrüben und ich glaube, das ist auch die Ursache, warum sie mich verlassen hat; sie wollte erst Ihre Einwilligung haben.

Pudermann. Ja ja, sie war immer eine gehorsame Tochter. Nun Gottlob! So werd' ich sie doch in Mainz wohlbehalten wiederfinden.

Freienstein. Ich gehe ebenfalls dahin und werde sie bald erfragen, wir treffen uns denn wohl wieder.

Pudermann. O, ja! — Ich werde die Ehre haben, den Herrn Fähndrich aufzusuchen — wie sehr freue ich mich Sie angetroffen zu haben! Mir ist ein großer Stein vom Herzen, daß ich doch nun weiß, meine Josephe ist ein ehrliches Mädchen und da sie dieses ist, der Herr von Freienstein auch solche honette Absichten auf sie haben, so weiß ich gewiß, es ist nichts Böses vorgegangen.

Freienstein. Ei behüte! Es ist nicht das geringste Böse unter uns paßirt.

Pudermann. Ich würde sie auch nicht haben zurückfordern lassen, wenn die Henrici mir die Sache nicht so gefährlich vorgestellt hätte.

Freienstein. Also sind Sie doch durch diese benachrichtigt worden?

Pudermann. Jnn, ich kann's Jhnen wohl gestehn, sie bat mich aber zu thun als ob ichs von einem Andern hätte, und ihr nur blos den Auftrag gäbe, sie von Jhnen wegzunehmen — aber sagen Sie ihr nichts, lieber Herr von Freienstein, man kann nicht wissen, wie man mit Leuten von der Art zusammenkommt und hat doch nicht gern Verdruß.

Freienstein. Seyn Sie ruhig, sie soll nichts erfahren, aber Jhnen will ich bei der Gelegenheit nur sagen, daß Frau Henrici just ihre Tochter verführen wollte, und daß ich mich deswegen ihrer annahm.

Pudermann. Ums Himmels willen! Nun sehn Sie einmal, man kann doch auch niemand trauen! Jch dank Jhnen recht sehr, mein Herr von Freienstein daß Sie so edel an meiner Tochter gehandelt haben! — Wie kann ich denn in Mainz nach Jhnen fragen?

Freienstein. Ich werd's auf die Post sagen lassen wo ich logiere.

„Sehr wohl, mein Herr von Freienstein“ sagte Pudermann, und lies ihn vor großer Freude allein stehen, um Heilern die guten Nachrichten gleich mitzutheilen. „Josephe ist in einem Kloster zu Mainz,“ sagte er diesem, „aber nicht eingekleidet, sie ist Braut mit dem Herrn von Freienstein, hat aber nicht bei ihm bleiben wollen, weil sie meine Einwilligung noch nicht hatte. Jetzt hat er förmlich um sie angehalten und ich habe nichts dawider; denn es ist doch ein ordentlicher gesetzter Mensch, er wird bald Lieutenant werden, dann will er sie gleich heirathen. Ich glaube wohl, daß sie nicht so unschuldig von einander gekommen sind, aber ich that als merkt ich nichts, sonst hätt ich mich mit ihm überwerfen müssen; scheints doch daß es sie gereut hat, und da er sie nehmen will, so ist alles wieder gut

gemacht. Wir können durch ihn alle unser Glück machen, denn ich zieh nach Potsdam, mein künftger Schwiegersohn wird mir wohl zu einem honetten Emploi am Hofe helfen, und ich werde schon machen daß Sie Regimentsfeldscheer werden — Nun reut michs daß ich die Jette dem Grafen zur Maitresse gegeben habe, doch wenn er hört, daß Josephe einen Kavalier heirathet und wir alle doch in Ansehn kommen, so nimmt er vielleicht auch sie zur Frau. Das hätte meine selige Frau erleben sollen!"

Heiler war über die Wunder die er hörte ganz erstaunt, er lies seinen Schwiegervater die ganze eben mitgetheilte Ankündigung des gemeinschaftlichen Glücks vollenden und glaubte selbst so gewiß daran, daß er sich im Geist schon als Generalchirurgus sah, denn das Avancement vom Regimentsfeldscheer bis zu diesem Posten dacht' er sich gleich mit. Er machte, als Freienstein wie-

wieder ins Zimmer trat, sogleich Bekanntschaft mit ihm. Pudermann präsentirte ihm diesen als den Herrn Stadtchirurgus Heiler, seinen Schwiegersohn, worauf sich der Fähndrich sehr freundschaftlich mit ihm benahm, aber sich nicht lange aufhielt, sondern, nachdem er mit ihm und Herrn Pudermann wegen des Wiedersehns noch einmal Abrede genommen hatte, nach Mainz vorausritt, wo er geschwind alle Nonnenklöster besuchte um Josephen auszufragen, ihr zu sagen, daß ihr Vater im Anmarsch sey, und was er mit ihm gesprochen hätte, damit sie auf einer Rede blieben. Es war ihm wirklich unangenehm, da er sich getäuscht fand, und anstatt Josephens im Ursulinerkloster eine ganz fremde Person antraf, welche die Geschichte die an sich richtig war, anging. Noch hatte er der Freuden Amors zu wenig mit Josephen genoßen, um sie so leicht zu vergessen; die Interimsfavorite in Frankfurt hatte ihm nur auf einige Zeit

Unter-

Unterhaltung geben können, sie war dort zurückgeblieben, und er dachte aufs neue auf Josephens Besitz, wollte sie auch wirklich in Mainz aufsuchen um für die Zukunft Abrede zu nehmen.

Pudermann lies seinen Gesellschaftern kaum Zeit zum Essen, so ungeduldig war er die Thore von Mainz zu erreichen; dies geschah erst spät in der Nacht, er konnte nichts von den Ruinen der Belagerung sehn und wußte nicht was er morgen zuerst thun sollte, denn seine Tochter zu suchen und alles was zu bemerken war in Augenschein zu nehmen, lag ihm gleich stark am Herzen. Heller fand, daß sie Eins thun und das Andre nicht lassen dürften, denn indem sie von einem Kloster in das Andre gingen, könnten Sie alles mitunter ansehn; dies beruhigte Pudermannen, und er schlief voll großer Erwartungen ein.

„Es ist mir eingefallen," sagte er beim Erwachen zu Heilern, der vor dem Spiegel stand und sich rasirte, „daß es doch wohl unsre Schuldigkeit ist vor allen Dingen zu Freiensteinen zu gehn, und das lassen Sie uns sogleich thun wenn wir angekleidet sind -- machen Sie hurtig, damit Sie mir auch den Bart putzen können." Heiler fand den Besuch bey Freiensteinen auch billig. Sobald er vollendet hatte bediente er seinen Schwiegervater, und nahm, als dieser aufstand, seinen Stuhl ein, um sich von ihm frisiren zu lassen — „Das mögen künftig unsre Bedienten verrichten," sagte Pudermann als er ihn puderte und eilte nun sich selbst zu frisiren. Beide zogen die beste Wäsche und die besten Kleider an die sie mit hatten, schlürften den Kaffee hurtig ein und traten den Weg an, um zuerst nach der Post zu fragen. Sie konnten die Hälfte des Wegs ersparen, weil ihnen Freiensteín entgegen kam, worüber sie sich

unend-

unendlich freuten, „denn nun," sagte Pudermann, „dächte ich, wir suchten, wenn es Ihnen gefällig ist, Josephen gemeinschaftlich auf." — „Ach, erwiederte Freienstein, ich habe mich leider geirrt, die junge Person ist nicht ihre Tochter — sie hält sich im Urselinerkloster auf der — — Straße auf, wo ich sie selbst gesprochen habe, um mich zu überzeugen. Sollten Sie mir nicht glauben, so gehn Sie hin, auch können Sie allenfalls in den andern Klöstern nachfragen wie ich selbst gethan habe." Da lag nun die gnädige Frau Lieutenanten, das honette Emploi bey Hofe, der Generalchirurgus und die Frau Gräfin mit einemmal im Brunnen, wenigstens sah es mit alle dem ziemlich weitläuftig aus, da die Braut, durch die alles dies bewerkstelliget werden sollte, nicht zu finden war. Pudermann und Heiler waren nicht wenig erschrocken und Freienstein wollte eben einen Vorschlag thun, wie man am ersten Nach-

richt

richt von ihr einziehn könnte, als ein Frau-
enzimmer außer Athem ämsig gelaufen kam,
und indem sie Pudermannen und Heilern nicht
für Fremde hielt sie mit folgenden Worten
anredete: „Ich bitte Sie um Gotteswillen,
liebe Herren, sagte die Frau, können Sie mir
keinen Accoucheur zuweisen? Da ist die liebe
junge Frau in Kindesnöthen, ich hab's im-
mer gesagt man soll's nicht bis auf die
letzte Stunde lassen, da hies es aber, ah!
wenn die Zeit da ist wird sich auch ein Ac-
coucheur finden, denn eine Hebamme will
der Herr nicht zulassen — s' ist die höchste
Zeit, wissen sie keinen? Das Kind ist schon
im Kommen.“ Hier ward Heiler von ei-
nem löblichen Dienst- und Amtseifer ergrif-
fen. „Wenn die Noth so groß ist“ sagte
er, „so kann ich selbst beystehn, ich bin
ein Accoucheur, wohnt die junge Frau weit
von hier?“ — „Gleich neben an, versetzte
die Frau, Gottlob daß ich Sie angetroffen
habe, kommen Sie geschwind,“ und so lief

sie

sie voraus in ein Haus der nehmlichen Straße, wohin ihr Heiler folgte. Pudermann wollte seinen Schwiegersohn nicht gern verlieren, weil sie das Lokale des Orts noch nicht recht kannten und sie sich also hätten fehlen können. Er lief ihm daher nach um wenigstens Abrede zu nehmen, wo sie sich wieder treffen wollten. Die Frau und Heiler hinter ihr her waren so schnell die Treppen hinauf, und Letzterer so begierig zu helfen daß er auf kein Rufen hörte. Pudermann konnte also weiter nichts thun als folgen, um oben einen Augenblick zu gewinnen, wo er ein Wort mit Heilern sprechen könnte. Ehe er aber die erste Treppe hinauf war, hatten jene schon die zweite erreicht, und diese war von Pudermannen noch nicht ganz erstiegen, als jene in ein Zimmer giengen und die Thür zumachten. Es schickte sich nun nicht auch dahin nachzulaufen. Pudermann mußte also

auf dem Saal warten, bis wenigstens die Aufwärterin wieder heraus käme.

Diese bot, so bald sie ins erste Zimmer traten Heilern ihre Schürze an; er warf geschwind den Rock herunter, band die Schürze um und eilte ins Nebenzimmer, aus welchem er das Wehklagen der Gebährerin schon gehört hatte. „Ists möglich“ rief er — „sind Sie es Schwägerin!“ — Vor Verwunderung blieb er mitten in der Stube stehn; doch bald mußte er eilen, denn er hörte das Wimmern eines Kindes, der Schreck über seine Erscheinung hatte die Niederkunft bey Josephen noch mehr beschleunigt, er mußte schnell zu Hülfe kommen und brachte einen muntern Knaben ans Tageslicht welchen die Aufwärterin empfing, und in das erste beste was bey der Hand lag wickelte — denn niemand hatte an Kinderzeug gedacht. — Heiler wollte

nun

nun seine übrigen Pflichten bey der Entbundenen thun, er fand aber daß noch ein zweites Kind da sey, welches er bald darauf in Gestalt eines niedlichen Mädchens zum Vorschein brachte. Billig, den er bisher wenig bemerkt hatte, empfing es in ein Kleidungsstück der neuen Wöchnerin, Heiler verrichtete geschwind was weiter zu verrichten war, und half der Wöchnerin zu Bette. „Machen Sie sich jetzt auf ihren Vater gefaßt," fing Heiler zu Josephen an, „ich werd' es ihm vorbringen so gut ich kann, damit er Sie nicht übel behandelt; ich bin sogleich wieder bei Ihnen um das noch Nöthige zu veranstalten." — „Bringen Sie meinen Vater immer zu mir, sagte Josephe, ich hab' ihm etwas zu sagen was ihn trösten wird." — „So?" versetzte Heiler, „nun denn ists gut, so will ich ihn holen."

Pudermann hatte des Stehens auf dem Saal zur Gnüge und wollte sich eben ent-

fernen, als Heiler heraustrat. „Gut, sagte Letztrer lachend, „daß Sie noch hier sind, das wollt' ich eben sehn — immer herein, Sie finden hier eine Tochter und zwei Enkel.“ — „Was sagen Sie?“ versetzte der erstaunte Vater, folgte und überzeugte sich mit eignen Augen. „O du Gottes- und Ehrvergeßne“ — — „Vater“ fiel Josephe ein, „seyn Sie ruhig, hier steht der edle Mann, der mir die Ehre wiedergeben wird.“ — „Sie wird meine Gattin, fügte Billig hinzu, ich bitte sie nicht zu kränken.“ — „Ihre Gattin?“ schrie Pudermann, der sich mit Gewalt zurückhielt um nicht seine Tochter, wie er große Lust verspürte, bey den Haaren aus dem Bett zu reißen; „ihre Gattin? wer sind Sie Herr, sind die Kinder von Ihnen?“ — „Ich werde ihr Vater seyn,“ versetzte Billig, „und bin ein Mann der Ihrer Tochter anständigen Unterhalt und diesen Kindern Erziehung geben kann.“

Pudermann und Heiler hatten, als sie so forteilten, den Fähndrich Freienstein kaum auf der Straße verlassen als Kapitain Le Roi zu ihm trat. „Wo kommen sie her?“ sagte Freienstein, „ich habe“ antwortete Le Roi, „von Ihrem König Erlaubniß mich noch einen Tag hier aufzuhalten, weil ich verschiednes abzuholen habe.“ Die beiden Offiziere unterhielten sich nun von diesem und jenem, und wandelten dabei die Straße auf und ab; aber Le Roi wär Freiensteinen gern los gewesen, deswegen schlug er ihm vor auf ein Kaffeehaus zu gehn, denn dort wollt' er sich wegschleichen und den Weg hieher znrücknehmen. Er war aus keinem andern Grunde nach Mainz zurückgekommen, als um Josephen aufzusuchen. Erst nach der Uebergabe von Mainz kam er aus Frankreich zurück. Der gewesne französische Kommandant in Mainz der von Billigen wußte, Le Roi sey einer von Josephens Verführern, sagte ihm, daß sie sich

in Mainz aufhalte und daß er ihr verspro-
chen hätte für sie und das Kind zu sorgen;
er erzählte ihm ihre ganze Geschichte und
rieth ihm bei dem König um Erlaubniß,
auf einen oder zwei Tage nach Mainz zu
gehn, bitten zu lassen, um ihr die Versi-
cherung, daß man Wort halten werde, selbst
zu überbringen, und ihr Päße und Empfeh-
lungen nach Frankreich anzubieten. Le Roi
nahm die Glückwünsche zu dem hübschen
Mädchen das er so geschwind erobert hätte,
höchst vergnügt an, er hatte Josephen
schön gefunden und war nicht abgeneigt
sie für sich zu behalten, besonders da ihr,
weil sie sogar als Nationalgardist gedient
hatte, nebst ihren Kindern die französische
Bürgerkrone von rechtswegen zukam. Um
ihr dies alles kund zu geben, war er eben
ausgegangen und Freienstein begegnet, denn
der Kommandant hatte ihm die Straße ge-
nannt wo Josephe logirte, und auf eben
derselben trugen sich die verschiednen Begeg-

nungen zu. Der Anblick eines Nebenbuhlers konnte ihm nicht füglich angenehm seyn, er wußte was zwischen Josephen und Freiensteinen, während er den Schlafenden machte, im Kabinet vorgefallen war, durfte sich daher die Ehre der Vater des Kindes zu seyn, nicht mit Gewißheit zuerkennen, es war möglich daß Freienstein Einspruch machte, deswegen wünschte er ihm zuvorzukommen, und nun kann der geneigte Leser leicht urtheilen, warum er ihn gern los seyn wollte.

Eben waren sie im Begriff aufs Kaffeehaus zu gehn, als Heiler, der sie aus dem Fenster erblickt hatte sich vor lauter Eil die Schürze nicht abband noch den Rock anzog, sondern so wie er war hinunterlief und Freiensteinen, da er noch weiter als zehn Schritte von ihm war, zurief: Josephe ist gefunden! — „Wo ist sie?“ sagte Freienstein, und folgte Heilern der ihm in

das Haus winkte wo er herausgekommen war und wieder hineinging. Le Roi lief, da er dies hörte nach, Heilers Aufzug lies ihn gleich errathen von welchem Handwerke der Mann sey und daß er jezt eben Amtsgeschäfte verwaltet hätte; sie ist entbunden, dachte er, und lief, wie gesagt nach, um zu sehn, ob er seine Ansprüche nicht noch geltend machen könnte, wenn er sich ihrer als einer ehligen Frau annähme. Freilich waren die Zeiten nicht eben schicklich sich gegen Freiensteinen zu setzen; aber ein Mädchen, oder ein Weib, die ihn für den Vater ihres Kindes erklärte, konnte doch nicht füglich zurückgehalten werden, wenn sie selbst mit ihm in sein Vaterland gehen wollte, und hierzu hatte sie dem Kommandanten Hoffnung gemacht.

„O du gottlose Brut," sagte Pudermann, der ohnerachtet dessen, was er von seiner Tochter und Billigen selbst gehört hatte,

noch nicht besänftigt war und es auch für unschicklich hielt so bald wieder gut zu seyn — „du Nagel zu mei —“ Er mußte hier abbrechen, denn die Thür ging auf, und Heiler, Freienstein und Le Roi traten herein. Man hatte Josephen die beiden Kinder aufs Bett gegeben, so gut eingewickelt als es bei dem gänzlichen Mangel an Garderobe für die armen Kleinen möglich war. Freienstein lief zum Bett. „Josephe!“ sagte er, „englisches Mädchen hab' ich dich wieder? o, das sind meine Kinder!“ — „Nicht so ganz gewiß,“ versetzte sie, und wies ihn mit einem gesetzten Wesen ein wenig zurück, „der Herr, der hinter Ihnen steht — Sie hätten ihn nicht einladen, nicht ihn, mich und sich selbst mit Wein überladen, nicht einschlafen sollen — Sie wissen nun warum ich weggiing.“ — Freienstein hatte nicht bemerkt daß Le Roi ihm gefolgt war, er sah sich auf Josephens Anrede um und indem ihm auf einmal Licht aufging, verblüfte er so

daß er sie ungestört ausreden lies. Doch jetzt bekam er die Sprache wieder. „So? also Herr Kapitain“ sagte er die Hand an den Degen legend und sich ihm nahend, „und das sollten Sie ungestraft gethan haben?“ — „Ich bin kein Kriegsgefangner, versetzte Le Roi, „ich bin mit Ihres Monarchen Erlaubniß hier und will Ihnen gerne Satisfaction geben wenn Sie darauf bestehn, ich denke wir sind hier beide als Particuliers zu betrachten, die eine Privatsache abzumachen haben, und um Weiber führen ja unsre Nationen nicht Krieg, dies ist unsre eigne Sache — bedenken Sie aber daß wir alle zu viel Wein getrunken hatten, daß Sie ihr Mädchen exponirten, und ich ein dummer Teufel gewesen wär, wenn ich mir Ihren Schlaf nicht zu nutze gemacht hätte.“ — „Er hat recht, sagte Billig, hier ist gar zu viel natürliche Folge der einzigen Ursache, und diese Ursach ist Ihr eignes Versehn, Herr von Freienstein, ich dächte also Sie

machten Friede meine Herren.“ — „Meinetwegen, versetzte Freienstein, ich finde selbst, daß ich bey Dir Vergebung zu suchen habe Josephe, du warst allzubedenklich, mich um dieses Zufalls willen zu verlassen; sey nun wieder mein, denn deine Kinder sind auch mein“ — „Ich kann nicht die Ihrige seyn“ versetzte Josephe. „Sie können nicht behaupten,“ sagte Le Roi „daß die Kinder Ihnen gehören und Josephe hat versprochen mich für ihren Mann zu erkennen, ihre Kinder also sind auch mein und der französischen Republik,“ — „Ich habe nichts versprochen“ erwiederte Josephe.

Indessen hatte die Aufwärterin aus Beisorge einen Arzt gerufen, weil sie Heilern die Wöchnerin und die Kinder nicht allein anvertrauen wollte; dieser hörte dem Streit der beiden Offiziere mit höchstem Erstaunen zu. Heiler aber hatte während der Zeit die Kinder betrachtet, und indem Frei-

enstein dem Le Roi schon wieder mit Hitze antworten wollte, rief er: „streiten Sie nicht meine Herren, Sie sind beide Väter dieser Kinder, die Tochter ist dem Kapitain wie aus den Augen geschnitten, und der Sohn Ihnen Herr von Freienstein.“ Hier lachte der Arzt überlaut — „Wollen Sie das lächerlich machen,“ sagte Heiler, „wer sind Sie?“

Der Arzt. Ein alter erfahrner Arzt, der freilich lachen muß, wenn Sie im Ernst behaupten was Sie da gesagt haben.

Heiler. Ich kann das behaupten und mit Beispielen beweisen. Noch ist es kein Jahr daß ich eine Frau accouchirte, die einen lebendigen vollkommnen Sohn und ein unvollendetes todtes Knäbchen, von etwa sechs Monat zur Welt brachte; da nun die Conception dieser Frucht volle drei Monat nach Concipirung der ersten erfolgt ist, so beweis ich daher, es sey noch viel

mög-

möglicher gewesen, daß diese Person in einer Stunde zweimal empfangen konnte.

Der Arzt. Wollen Sie denn muthwillig nicht sehn, daß die Nichtvollendung dieses zweiten Kindes einen andern Grund hatte, wenn die Geschichte wahr ist; oder verstehn Sie es nicht?

Heiler. Vors erste bitte ich, mich hier nicht Lügen zu strafen, und dann hab ich hierüber gehört, gesprochen, gesehn und gelesen so viel vielleicht als Sie, und darf Ihnen also auf die dreiste Frage, ob ichs verstehe nicht erst antworten.

Der Arzt. Wo sind Sie denn mit Ihrer Weisheit her?

Heiler. Aus einem Lande wo man so klug ist als in Mainz.

Während dieses Streits, der immer heftiger wurde zankten sich die beiden Offiziere noch immer um die Kinder. Sie

achte-

achteten wenig auf Heilers Versicherung daß Einer von ihnen soviel Antheil hätte als der Andre, jeder hatte seine Gründe sich allein für den Vater zu halten. Billig stand im Fenster und fand die Scene sehr unterhaltend, Josephe selbst hatte Zeitvertreib dabei und suchte die schreienden Kinder zu schweigen. — Von Pudermannen wollen wir hernach sprechen — Aber die Aufwärterin kreuzigte sich, da der Lärm mit dem Arzt und Heilern anging. „Daß es doch Gott und alle seine Heiligen erbarme, sagte sie, nicht einmal baden kann man die Kinder! Der Teufel ist noch nicht aus ihnen getrieben und ihrer vier schreien aus diesen vier Mannsleuten, bis sie auch in die armen Würmer fahren werden.“

Dies sprach sie während dem Laufen nach dem Franziskanerkloster, welches in der Nähe war. Dort bat sie den Pater Anton ihren Beichtvater, einen berühmten

from-

frommen Mann sogleich herüber zu kommen, alles zur Taufe benöthigte mitzubringen und doch ja den Teufel der im Wochenzimmer wüthete, zuerst auszutreiben.

Pater Anton säumte keinen Augenblick; bestellte einen Laienbruder mit der heiligen Geräthschaft nach und gieng mit. „Was giebt es hier?“ sagte er, mit voller Gravität in das Wochenzimmer tretend, „welcher Lärm bey einer Wöchnerin, bey neugebohrnen Kindern!“ — „Wir haben Sie hier nicht nöthig, Herr Pater,“ fuhr Le Roi stürmisch heraus, „denn wo erst Leute Ihres Gelichters hinkommen, da wird die Verwirrung immer größer und unsern Zwist können Sie doch nicht schlichten.“ — „Mein guter Pater,“ begann Freienstein etwas sanfter, „hier sollte wohl Niemand weniger entscheiden können als Sie.“ — „Ich will mich auch in nichts mengen, mein Herr Lieutenannt,“ erwiederte der Pater, „son-

„sondern ich bin hergerufen um hier zu taufen; aber was will dieser da?“ — (er zeigte auf den Kapitain) — „von dessen Rotte uns Gott und Ihr König befreit hat?“ — Billig, der um Josephen besorgt war und neuen Lärm befürchtete, trat hinzu: „Ich kenne,“ sagte er, „den Pater Anton schon lange als einen würdigen und bescheidnen Mann, der auch Sie Herr Kapitain nicht beleidigt hätte, wenn Sie nicht zuerst gegen ihn losgezogen wären. Sie meinten, Herr von Freienstein, daß er hier am wenigsten entscheiden könnte, ich behaupte aber daß er es eben am besten zu thun im Stande ist, er hat Erfahrung und wird unpartheyisch urtheilen.“ — Billig war zuweilen ein Schalk, er wollte noch eine Scene mehr in das Schauspiel bringen und das Lob, welches er dem Pater gab, war etwas zweideutig, Pater Anton nahm es aber für gute Münze. — Die beiden Offiziers hielten Billigs Vorschlag für Scherz und wollten hören, was

der

der Geistliche von der Sache sagen würde. Der Arzt sagte lächelnd: „Hier möchte Pater Anton wohl ein schlechter Richter seyn,“ und Heiler, der seiner Sache nicht recht gewiß war und nicht wußte, was hinter der von Billigen gerühmten Erfahrung des Geistlichen stecken könnte, stimmte ihm bei; aber Pudermann erhob auf einmal seine Stimme. Er hatte seit dem Eintritt der beiden Offiziers in einem Winkel des Zimmers gesessen und der unermeßliche Zorn benahm ihm das Vermögen ihn ausbrechen zu lassen. Des Stoffs zu seinem Eifer war zu viel vorhanden; einmal erfuhr er, daß seine Josephe, die er noch gestern, um ihre Keuschheit zu bewahren, oder doch begangne Fehler wieder gut zu machen, ins Kloster geflüchtet hielt, zwei Liebhaber in einer Stunde beglückt hatte, hauptsächlich aber war einer davon Kapitain unter den Franken und endlich hörte er, daß sie versprochen hatte, diesem nach Frank-

reich zu folgen. Er hätte seinen Schwiegersohn mit den Augen tödten mögen, daß er das alberne Geschwätz, beide Offizieren wären Väter dieser Kinder, aufbrachte, denn wenigstens hofte er, daß Freienstein dem Gegner, da er von der besiegten Partey war, nicht Recht lassen würde. Ueber das alles war er so erboßt, daß er nicht wußte, worüber er zuerst losdonnern sollte; also schwieg er gar. Die Einwürfe des Arztes gegen Heilers Behauptung gaben ihm einigen Trost, er hofte man werde ihm glauben und es war ihm, um es dahin zu bringen, etlichemal auf der Zunge, daß sein Schwiegersohn ein Ignorant sey, an den man sich nicht kehren dürfe. Billigs Vorschlag war allein nach seinem Sinn; denn Pater Anton, von Rechtswegen ein Feind der Franken, mußte seiner Meinung nach für Freienstein entscheiden; zudem hatte er allezeit für die Geistlichen große Ehrfurcht gehabt. Also erhob er sich, da der Arzt und Heiler wi-

der

derſprachen und ſagte mit gebiethender Stimme, indem er ſich mächtig vor die Bruſt ſchlug: „ich bin Vater dieſer Perſon und Großvater dieſer Kinder, ich will wiſſen wer ihr Vater iſt und unterwerfe es dem Urtheil dieſes ehrwürdigen Mannes, ſeine Stimme ſoll mir gelten, wie Gottes Stimme. Man erzähle ihm alſo den Fall, über dem ich vor Herzeleid in die Grube fahren möchte.“ Billig unterſtützte dieſes Verlangen indem er die Uebrigen jeden einzeln geneigt machte und ihnen vorſtellte, daß Pudermann als Vater hier die erſte Stimme habe. Er ſelbſt trug Joſephens Begebenheit dem ehrwürdigen Manne vor, unterrichtete ihn von dem Streit der Offiziere, von den verſchiedenen Meinungen der Aerzte und von ſeiner Abſicht, Joſephen zu ehelichen, welche hierzu eingewilligt hätte. „Sie unterwerfen alſo,“ hub Pater Anton an, „dieſe kritiſche Begebenheit meiner Entſcheidung und ich ſehe hier einen beſondern Wink

des Schicksals, den ich Ihnen von Amts-
wegen erklären soll und will. Was ich zu
sagen habe wird Sie verwundern, allein be-
denken Sie, daß in so besondern Zeiten wie
die jetzigen sind, auch besondere Dinge vor-
gehen. Zu den Zeiten des Israelitischen
Königreichs bekam ein Prophet Befehl zu
einer Weibsperson zu gehen und mit ihr
einen Sohn zu zeugen, der zu einem Zeichen
gesetzt ward. Eben so ist diese Begebenheit:
Ich bin Ihrer Meinung Herr Chirurgus
und behaupte, daß diese Kinder nicht von
einem Vater sind" — (Heiler brüstete sich)
„nicht weil Ihre Gründe besser sind als die
Gründe des hiesigen Arzts, welcher ein ge-
lehrter Mann ist" (Heiler sank wieder zusam-
men, der Arzt nahm Toback und bückte sich ein
wenig) „sondern weil hier ein Wunderwerk
geschehen ist. Gleichwie nun in dem Leibe
einer und eben derselben Mutter auf einmal
Kinder von zwei Vätern, der beiden streiten-
den Parteien das Wesen erhalten haben,

die sich als Geschwister lieben werden, so wird aus diesem gräuelvollen Kriege ein übereinkommender Wohlstand der uneinigen und streitenden Völker erwachsen. Der Sohn, sagen Sie, gleicht dem Deutschen, er sei also sein," (Freienstein nahm ihn auf seine Arme) „wir wollen ihn Libertus nennen, anzuzeigen, daß die Fürsten das Recht ihrer Unterthanen immer besser einsehen und diese unter ihrem Zepter die Freiheit vernünftiger Geschöpfe allezeit genießen und nie über Despotismus werden klagen können. Die Tochter, welche dem Franken gleicht, sei sein" (Le Roi nahm sie auf) „sie heiße Regine, anzudeuten, daß die französische Nation nicht eher zur Ruh kommen und glücklich seyn wird, bis sie wieder unter der Regierung eines guten Königs ist, der sie nach Regeln der Billigkeit behandelt." (Le Roi konnte nicht unterlassen hier den Kopf zu schütteln) „Dies ist die Deutung dieser wundervollen Begebenheit, zu der sich alle Dinge,

ja sogar die Namen der beiden Väter schicken müssen, denn der Deutsche heißt Freienstein und der Franzose König. Diese Weissagung wird in Erfüllung gehen; aber so wie hier um diese Kinder Zank und Hader gewesen ist, bis es zur Entscheidung kam, so wird auch noch mehr Unruhe und Streit vorausgehen, ehe dies alles geschieht. Nehmen Sie indessen die Erziehung dieser Kinder über sich, Herr Billig, auch dies hat seine Beziehung, Ihr Name und Ihre Art zu denken scheint dazu erlesen zu seyn, weil Billigkeit und ruhige unpartheiische Denkungsart zu der Verfassung, welche ich angekündigt habe, gehören."

Diese Entscheidung kam allen so außerordentlich und einigen so spashaft vor, daß von keiner Seite Einwendungen gemacht wurden. Pudermann war dadurch auf einmal ausgesöhnt. Schon da der Pater in seiner Rede bis dahin war, wo er Joseph

phens Fall für eine wichtige und bestimmte Begebenheit hielt, verlies er den Stuhl, auf welchen er sich wieder geworfen hatte und nahte sich dem Pater leise in lauschender Stellung! Je deutlicher die Weissagung ward, je mehr wuchs sein Glaube daran, und mit ihm der Stolz, daß seine Tochter bestimmt wäre, die Mutter zwei so bedeutender Kinder zu seyn. Er gieng, da der Pater geendet hatte, zu ihr hin, wünschte ihr Glück zu dem großen Schicksal, welches sie betroffen, und söhnte sich mit beiden Officieren aus. Diese wollten ihr Recht an die Mutter dieser Kinder nicht sogleich fahren lassen; Josephe erklärte aber, sie wolle keinem Andern, als Herrn Billig angehören, weil er ihr Beschützer und Pfleger worden wäre, zu einer Zeit, da sie sich in den hülflosesten Umständen befunden hätte, auch könne sie nirgend vor sich selbst besser beschützt seyn als bei ihm, und endlich wär es ja doch nicht möglich, zweien auf einmal

anzugehören; da aber einer der beiden Offiziere so viel Recht als der Andere an sie zu haben schiene, so könnte sie sich, ohne ungerecht zu seyn, für keinen besonders erklären; was aber ihre Kinder beträfe, so wollte sie selbige bei sich behalten und ihrem Billig die Erziehung derselben überlassen. Hiegegen war nun abermals nichts einzuwenden, Freienstein und Le Roi mußten zufrieden seyn und Billig versprach ihnen ihre Kinder an ihrer Statt zu erziehen. Grosvater Pudermann ward immer aufgeräumter, der Streit der Männer, die alle seine Tochter besitzen wollten, machte ihm viel Vergnügen. „Bei andern solchen Mädchen," sagte er zu Heilern, „die es mit zweien zu thun gehabt haben, will keiner Vater seyn, geschweige, daß sie ein Dritter nehmen sollte, hier will sie keiner fahren lassen und dieser fremde angesehene und rechtschaffne Mann nimmt sie mit Freuden zu seiner Gattin; wahrhaftig

meine Josephe ist in einem glücklichen Zeichen gebohren."

Die Aufwärterin, welche über ihren guten Einfall den Pater Anton zu holen sehr gelobt ward, badete nun die beiden Kinder, sie hatte sich bei allen Nachbarinnen was zum wickeln nöthig war zusammen getragen und nun brachte sie die Kleinen schön geputzt zur Gesellschaft. Herr Billig fragte den Pater Anton, ob es nicht auch eine Bedeutung hätte, daß diese Kinder nicht einmal etwas fertig fanden, womit ihre Blöße bedeckt werden konnte? „Allerdings," sagte der Prophet, „bedeutet dies, daß jetzt von allen streitenden Parteien, noch keine einzige mit dem guten Gedanken ausgerüstet ist, die zu dem bevorstehenden glücklichen Zustand der Völker gehören."

Jetzt ward alles ruhig und heiter in der kleinen Versammlung. Heiler, welcher vor

ter Geschäften und Streit nicht einmal daran gedacht hatte die Schürze abzuthun, erschien jetzt wieder völlig gekleidet und erlaubte sogar ohne Einwendung, daß der Arzt verschiedne seiner Verordnungen für Mutter und Kinder, abändern durfte.

Man schritt nun zur Taufe, Billig, Pudermann und die Aufwärterin vertraten die Pathenstelle — „zum Beweis," sagte Pater Anton, „daß der Herren-, der Bürger- und der dienende Stand zum Flor eines Staats gehört und sein Wohlbehagen finden muß."

Billig schlug nun vor, daß der ehrwürdige Mann ihn sofort mit Josephen copuliren möchte und dies geschah ebenfalls in Gegenwart der beiden Offiziere, welche an Frankfurt dachten und den neuen Ehemann nicht wenig beneideten.

Der Abend enthielt einen Kindtaufs- und Hochzeitschmaus, wozu Billig alle Anwesenden einlud. Pudermann war der Frölichste unter Allen: er hatte sich am Morgen mit Erwartung einer Sache getäuscht, welche lange nicht so ruhmwürdig war, als was er jetzt erlebt hatte, es war seiner Meinung nach eine Begebenheit, welche in die Geschichte gehörte. Nun nahm er sich vor nicht mehr so partheyisch zu seyn, weil er zwei Enkel hatte, wovon der eine Frankreich, der andere Deutschland vorstellte, konnte es aber doch nicht lassen, die Gesundheit der deutschen Mächte und ihrer Truppen auszubringen und den Kapitain Le Roi dazu von der Seite anzuschielen. Dieser mußte höflich seyn und trank mit, Billig erhob zu seiner Entschädigung ein Glas auf das Wohlseyn aller braven und redlichen Franken, Pudermann goß das seinige zu diesem Ende nur halb voll. Pater Anton trank auf baldigen Frieden und auf die

Er-

Erfüllung seiner Weissagung, welches alle willig mithielten.

„Pater Anton ist doch wirklich ein gutmüthiger Mann," sagte Josephe, als sie und Billig wieder allein waren, „aber weist du was mir eingefallen ist? Ich wollte daß es kein Geistlicher wäre, denn wenn alles, was zu dieser Geschichte gehört etwas bedeuten soll, so könnte es — da er den Ausspruch gethan hat, wohl auch ein Zeichen seyn, daß die Geistlichen, wenn die gute Verfassung zu Stande kommt, wieder das große Wort führen werden und da wärs doch nach alle dem, was du mir von ihren Ränken erzählt hast, immer nicht die goldne Zeit, die man sich dabei denkt und die Freiheit würde von vielen Seiten durch sie beschränkt werden; oder findest du, daß auch dieses sein Gutes hätte?" — „Beinah," versetzte Billig, „ists das Einzige, wo ich dies nicht behaupten kann, denn diese

Her-

Herren sind überall wie die Luft, die alles umgiebt, nur daß es eben keine reine gesunde Luft sondern eine dem Staatskörper höchstschädliche ist. Ich wollte selbst nicht wünschen, daß sie, die schon so ziemlich ausgepumpt waren, wieder Oeffnungen fänden wodurch sie eindringen könnten, denn es sind wenige unter ihnen die eine so unbefangne Denkungsart hegen wie Pater Anton in seiner gutmüthigen Weissagung gezeigt hat. Jetzt freilich herrscht der gefährlichste unter allen Orden, welcher gänzlich aufgehoben ist, in den Jakobinern, aber wenn dieser auch hier wieder gehindert wird so schädlich zu seyn als er es will, so möchte doch überhaupt Pfaffenlist immer ein geheim fortschleichendes Uebel bleiben, wenn man die Aufrechthaltung der Religion wieder mit der Gewalt ihrer Diener verbände. Man geht in Frankreich viel zu weit, indem man die Religion ganz vom Thron wirft, und fast kann man hieraus schon

üble

üble Absichten mit der Nation schließen, weil ein Volk, durch keine Bande der Religion mehr gehalten', bald für gesellschaftliche Pflichten alles Gefühl verliert und zu einem Haufen Barbaren ausartet, denn das Glaubenssystem welches jeder sich selbst machen soll, wird unter dem großen Haufen zur Verleugnung jeder Verbindung die ihm nicht behagt, aber fast eben so schlimm ist die Tyrannei der Kirche; ich wünschte Pater Anton hätte uns eine Zeit verheißen, wo die christliche Religion vom Aberglauben und Verwerfung ihrer heilsamen Lehren gleich weit entfernt überall herrschte und die Geistlichen durchaus nichts als Lehrer derselben wären, die ihre Forderungen verkündigten, den Nutzen derselben bewiesen, und auf praktische Anwendung sähen, besonders auf den Unterricht der Jugend das größte Augenmerk richteten; übrigens aber müßte ihnen wie allen Geschäftsmännern eines Staats jeder Eingriff in das

was nicht ihres Amts ist, untersagt, und vor allen Dingen die Ohrenbeichte bei den Katholiken gänzlich abgeschaft werden; aber so etwas gesegnetes wird immer unter die nie erfüllten Plane gehören. Es giebt eine Straße deren Benennung jedem bekannt ist, die aber nur wenige finden, welche immer unter die selten betretnen Wege gehören und nie zur großen allgemeinen Heerstraße werden wird." — „Das ist die Mittelstraße" sagte Josephe, welche ihrem Mann zeigen wollte, daß sie ihn vollkommen verstände. „Recht, sagte er, „aber ich will dir beweisen, daß es nicht einmal gut seyn würde, wenn die ganze Welt darauf hinwandelte: große Begebenheiten, wichtige Veränderungen, Wendungen einzelner Schicksale gehören zu Erfüllung des Zwecks der Vorsehung, geben Freude und Unterhaltung, schärfen den menschlichen Geist, machen klug und sind die Ausüber der Wie-

dervergeltung. Dies alles fiele bey einem abgezirkelten Schlendrian, wenn ein solcher durchgängig regierte, weg, auch die entferntesten Menschen kommen durch ihre Irrgänge zusammen, und diese gewinnen oft dabey. Wärst du z. B. von deinem Vorsatz mit Freiensteinen wie eine Vestalin zu leben nicht in einer Stunde bis dahin abgewichen dich zwei Männern hinter einander zu überlassen, hättest hingegen dich Freiensteinen unter gehörigen Bedingungen ergeben, oder wärest nicht hernach um deinen Fehler zu verbessern das worden, wozu du nicht gebohren warst, sondern hättest dir blos vorgenommen, künftig besser auf deiner Hut zu seyn, so bliebst du auf der Mittelstraße und wärst dann nie zu mir gekommen; wenn wir nun aber glücklich und zufrieden zusammen sind, so haben wirs beide deinem Abweichen von diesem sonst sichern Wege zu danken.“ — „Ja sagte Josephe,

wenn

wenn es immer und überall so ginge so wär es gut, denn in der That ist mein Schicksal ehrenvoller und besser entschieden, als wenn ich auf das vorsichtigste gehandelt hätte.“

Hier folgte eine kleine Wiederholung ihrer Begebenheiten, und Billig nahm sich vor, Josephen in den verschiednen Rollen die sie gespielt hatte, mahlen zu lassen; sprach auch schon des folgenden Tages mit einem Mahler von der Sache. Dieser will sie mit Le Roi und Freienstein beim Champagner schon als Mädchen gekleidet, dann als Preußischen Junker und endlich als Nationalgardist darstellen. Das Hauptgemälde wird er zuletzt vornehmen, es soll Josephen als Wöchnerin vorstellen und alle Personen in sich fassen, die bei der letztbeschriebnen Scene in ihrem Zimmer waren. Er hat versprochen mit einigen dieser Gemählde

fertig zu seyn, wenn Pudermann aus S. wieder kommt, wo er jezt ist um sein Haus zu bestellen, indem er künftig bey seiner Josephe leben will, damit er genau beobachten könne was aus den beiden Kindlein werden wird; ohne Zweifel wird Libertus sein Liebling werden. Doch der Nahme der kleinen Regine hat hinwieder etwas anziehendes für ihn; denn er behauptet seine Meinung, daß die Franzosen wieder zu Kreuze kriechen müßen, welches er nun einmal haben will.

Seine erste Reise von Mainz that er nach Mannheim, wo er die Verwandten welche die Erbschaft der Muhme an sich gezogen hatten, wie ein Dieb in der Nacht überfiel. Das Testament war bald zu haben, Josephe hatte wirklich ein paar tausend Thaler geerbt, er berichtete es sogleich nach Mainz und bat sich von

Billigen Vollmacht aus, das Geld zu erheben, welcher mit Josephens Einwilligung so höflich war, es ihm abzutreten. Nun ging nichts in der Welt über Pudermanns Glückseligkeit, mit seinem Gelde versehn kam er nach Mainz zurück, versprach seine Profession niederzulegen und künftig da leben.

Nach S. mußte er noch einmahl reisen, um dort Richtigkeit zu machen, und um Peinlichs in L., Tauchern in W. und den übrigen Bekannten seine und Josephens Begebenheiten zu erzählen. Der eigensinnige Taucher hatte gegen die Ehre, welche in der Sache läge manches einzuwenden, und erklärte Pater Antons Weissagung schlechtweg für alberne Schwärmerei; aber Pudermann brauchte jetzt seine Kunde nicht mehr, und erklärte ihn dagegen für einen ungläubigen Menschen der einen schlechten

Karak-

Karakter hätte, dems recht lieb seyn würde wenn nichts als Greuel und Ungerechtigkeit, Mord und Todschlag in der Welt regierte, und der keinem Menschen etwas gönnte. Peinlich und seine Frau waren nicht so unartig, sie ließen sich die Weissagung in vielen Stücken gefallen und freuten sich über Josephens Schicksal, wofür er ihnen auch ein Geschenk von etlichen Stücken einer zersprungnen Bombe machte, die er mitgebracht hatte, da hingegen Taucher nichts bekam. Aber andre seiner Bekannten in W. bezeugten für das was er zu erzählen hatte gehörigen Respekt oder stellten sich wenigstens so, dafür gab er ihnen einen Abschiedsschmaus, welcher aber friedlicher abging als das Soupee nach der Uebergabe von Mainz.

Nachdem alle diese Geschäfte beendigt waren übergab er seinem Eidam Heiler seine

Mo-

Mobilien und die Zubuße des Grafen, bey welchem sich Jette sehr wohl befand, er sah die Sache als einmal eingerichtet und als nicht zu ändern an, darum lies er es gut seyn. So von allen Seiten ruhig kehrte er nun nach Mainz zurück nichts sehnlicher wünschend, als daß seine Frau nur für einen Tag aufleben möchte, damit er ihr die Vorwürfe wegen Josephen zurückgeben könnte, denn er hat seinen Zweck erlangt und Josephe ist glücklich.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bibl. erot.
Fr. Krenneri.
2458.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Josephe in Frankfurt und Mainz währen der französischen Invasion Ein Komischer Roman

Frankfurt u.a. 1794

Rem.IV 2458
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10781658-6
VD18 14720272-001